

Impressum

Arbeitskreis für Agrargeschichte

Vorsitz:
Prof. Dr. Stefan Brakensiek
Universität Duisburg-Essen
Historisches Seminar
Universitätsstr. 12 - Gebäude R12
D-45117 Essen
stefan.brakensiek@uni-duisburg-essen.de

Der AKA-Newsletter wird für den Arbeitskreis für Agrargeschichte zweimal jährlich herausgegeben vom:

Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Westf. Wilhelms-Universität Münster

Redaktion und Satz:
Johannes Bracht M.A.
Stubenrauchstraße 20
D-24248 Mönkeberg
johannes.bracht@gmx.de



AKA

newsletter

Nr. 27, April 2010

Bauern-Terminologie – ein Aufruf
(Klaus-J. Lorenzen-Schmidt) S. 3

Beziehungen und Ressourcenflüsse in der ländlichen Gesellschaft.
Soziale Netzwerke in Westfalen im 19. Jahrhundert. Projektbericht
(C. Fertig, J. Bracht, U. Pfister) S. 7

„Trachten“ in der Lüneburger Heide und im Wendland. Projektvorstellung
(Andrea Hauser, Laura Schibbe) S. 28

Adelsherrschaft im Werraraum:
Das Gericht Boyneburg im Prozess der Grundsteinlegung frühmoderner Staatlichkeit – eine Zusammenfassung
(Thomas Diehl) S. 34

Rezensionen

Lois Hechenblaikner: Hinter den Bergen
(B. Hüttner) S. 38

Wolfgang Schiffer: Bäuerinnen-Bilder
(A. Sawahn) S. 38



Verehrte Mitglieder,

in diesen Tagen hat sich der AKA-Vorstand getroffen, um die für den Förderpreis 2010 eingereichten Arbeiten zu sichten und eine Auswahl zu treffen. Zwölf Absolventen haben sich mit Arbeiten vom Spätmittelalter bis zur allerjüngsten Vergangenheit beteiligt. Wir können also nach 2008 abermals behaupten, mit dem Preis auf Interesse bei dem Nachwuchs zu treffen. Noch ist keine Entscheidung gefallen, wohl aber ist fest eingeplant, dass wir den/ die PreisträgerIn auf unserer diesjährigen Sommertagung am 2. Juli in Frankfurt küren und von diesem dann mehr über seine Arbeit erfahren werden.

Apropos Sommertagung: Sigrd Schmitt hat ein Programm zu „Juden auf dem Land“ zusammengestellt, das hoffentlich viele unter Ihnen interessieren wird. Erstmals sind wir als AKA bei der DLG in Frankfurt zu Gast. Ich hoffe, dass dies auch mehr Mitgliedern aus dem süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Raum die Teilnahme ermöglichen wird.

In diesem neuen Heft des Newsletters finden Sie wieder sowohl Berichte abgeschlossener Projekte (Diehl und Fertig/ Bracht/ Pfister) als auch Ausblicke auf neue Vorhaben. Mein Dank gilt zunächst Thomas Diehl, der den Inhalt seiner Dissertation in Kürze zusammengefasst hat. Und natürlich weise ich Sie in eigener Sache gerne auf den Bericht des „Netzwerke“-Projektes unserer Münsteraner Forschungsgruppe hin. Besonders aber freue ich mich über den Beitrag von Andrea Hauser und Laura Schibbe, die das von ihnen bearbeitete Trachtenprojekt vorstellen. Ich habe lange Ausschau gehalten nach laufenden Forschungen zur ländlichen Sachkultur, die heute offensichtlich ein Stiefkind der Europäischen Ethnologie darstellen.

Der unermüdliche Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt greift außerdem in einem Beitrag eine Diskussion auf, die auf der Bauernhändler-Tagung 2007 begonnen und auch 2009 bei den Bauern-Bildern fortgesetzt wurde: nämlich über den Begriff vom Bauern in seiner funktionalen, regionalen und sozialen Komplexität. Der Vorschlag nun: ein Online-Lexikon der regionalen Begrifflichkeiten. Als Webmaster bin bereit,

diese Sammlung bestmöglich zu unterstützen. Dieses Vorhaben wird realisiert werden können, wenn eine „kritische Masse“ an Beiträgen zusammenkommt. Helfen Sie also mit und tragen Sie Wissen aus Ihrem eigenen Forschungsbereich, aus „Ihrem“ Dorf und von „Ihren“ Bauern bei.

Abschließend ein Wort zum Titelbild, dem Bergbauern-Paar bei der Kartoffelsaat. Es ist mit freundlicher Genehmigung entnommen dem Bildband des Fotografen Lois Hechenblaikner (siehe S. 38). Hechenblaikner verwaltet seinerseits das Archiv des Dokumentars Armin Kniely, von dem das Foto stammt. Es gibt leider keine weiteren Informationen dazu. Kniely war studierter Agrar-Ingenieur und arbeitete als Agrarjournalist. Ein „sehr seriöser Dokumentarist“, wie Hechenblaikner selbst mir gegenüber schrieb.

Wie immer hoffe ich, dass Sie Gefallen an diesem Heft finden.

Ihr Johannes Bracht

Bauern-Terminologie – ein Aufruf

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Es gibt terminologische Schwierigkeiten im Umgang mit der Vielfalt von Agrarproduzenten im mitteleuropäischen Raum. Im deutschen Sprachgebiet ist das Problem seit geraumer Zeit bekannt (Wenskus, rezent: Konersmann). Allerdings wird es mit der Verabschiedung von Begriffen, die in der Entstehungsphase der Agrargeschichte als Disziplin und ganz besonders in den zwölf von „Blut und Boden“ geprägten Jahren unhinterfragt verwendet wurden und zu denen in erster Linie der Terminus „Bauer“ zählt, nun wieder dringlicher, weil bei näherer Betrachtung der „kleinen“ Elemente der ländlichen Gesellschaft doch immer deutlicher wird, dass mit diesem Wort keine adäquate Erfassung der Vielfalt von Erscheinungsformen der Agrarproduzenten möglich ist. Noch ärger wird das Problem, wenn wir den rein deutschen (frag ich als Nicht-Germanist: gibt's den?) Sprachraum verlassen und uns den slawischen und feno-ugrischen Sprachgebieten oder den romanischen, niederländischen, skandinavischen Grenzregionen zuwenden. In einigen Zonen Deutschlands hat die kulturelle Überwältigung slawischer Bevölkerungen (in Deutschland vor allem das Wendland und alle (nord-)ostelbischen Gebiete, Ostbayern; in Österreich sehr viel größere Anteile am Gesamtterritorium) dazu geführt, dass es slawische Sprachrestbestände auch im Bereich der agrarischen Sphäre gibt.

Nicht nur sprachliche Probleme stellen sich. Die Terminologie der Agrarproduzenten differiert selbstverständlich auch regional sehr stark – etwa nach Mundarten des Deutschen; der Niederdeutsche hat eine ganz andere Begrifflichkeit als der Oberdeutsche - und nicht immer machen nur die Gesetze der Lautverschiebung diese Unterschiede aus. Weiter wirken sich auch stadiale Veränderungen aus – ganz aktuell gibt es gerade wieder eine Rückbesinnung auf die landwirtschaftliche Selbstbezeichnung „Bauer“, nachdem über mehrere Jahrzehnte die meisten Landwirte alles mögliche, bloß eben keine „Bauern“ sein wollten. Solche Wandlungen mag es auch in früheren Zeiten gegeben haben – mir liegt an, dass sich die Selbstbezeichnung mit dem Begriff des „Ökonomen“ in der Kaiserzeit insbesondere bei Großbauern großer Beliebtheit erfreute ... man wollte eben kein „Bauer“ sein, sondern hielt sich

Vom Mangel zum Überfluss

V-R



Frank Uekötter Die Wahrheit ist auf dem Feld

Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft

Umwelt und Gesellschaft, Band 1.
2010. Ca. 510 Seiten, gebunden
ca. € 49,90

ISBN 978-3-525-31705-1

Erscheint im Mai 2010



Der Band präsentiert erstmals ein Gesamtbild der agrarischen Wissensgesellschaft und ihrer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Die materialreiche Darstellung diskutiert Institutionen und wichtige Innovationen sowie die Entwicklung von einer Agrargesellschaft am Rande des Hungers zu einer Industriegesellschaft mit agrarischer Überproduktion.

Vandenhoeck & Ruprecht

Weitere Informationen: Vandenhoeck & Ruprecht, Geschichte, 37070 Göttingen info@v-r.de www.v-r.de

für etwas Besseres.

Nicht nur Sprache bietet einen Differenzierungsgrund für Bezeichnungen für Agrarproduzenten. Wohl ganz selbstverständlich wirken sich auch die rechtliche Stellung zu den Produktionsmitteln (Eigentums- und Besitzrecht), die Besitzgröße und die Partizipationsmöglichkeit an der Gemeinde aus.

Wenn ich von „Agrarproduzenten“ spreche, dann ist dieser Begriff ein abstrahierendes Hilfskonstrukt, das mir im AKA angeboten wurde, aber als Kunstwort für die Erfassung der historisch-gesellschaftlichen Realität kaum befriedigt. „Bauer“ hat als Begriff in seiner Grundform ausgedient, weil er zu unspezifisch ist; er lässt sich mit Mühe nur noch in Zusammensetzungen verwenden: Ackerbauer, Viehbauer, Kohlbauer – schon als Kleinbauer zeigt er seine extreme Begrenztheit – und umgekehrt Bauernhändler, Bauernhandwerker, Bauernfischer, Bauernfuhrmann etc.

Wichtig erscheint mir die Differenzierung von Selbstbezeichnung (in der Begrenzung auf eine Person – also ein „Bauer“ über sich – oder auf eine Sozialgruppe – also die „Bauern“ einer Gemeinde über sich) und Fremdbezeichnung. Letztere dürfte oftmals auch eine von Herrschaft (der Landesherr und seine Beamten, der Gutsherr und seine Offizialen) geprägte Bezeichnung sein, könnte aber auch der Sphäre der städtischen Welt (und ohne herrschaftliche Attitüde, also eher neutral beschreibend) entstammen.

Ich denke, dass wir möglicherweise über die Erfassung der vorfindlichen Bezeichnungen von „Agrarproduzenten“, differenziert nach Zeiten und Regionen, also durch eine Sammlung von in Quellen anzutreffenden Termini weiterkommen könnten. Es wäre ja denkbar, dass wir dazu die Kapazitäten des AKA nutzen, indem alle Mitglieder aufgerufen werden, Fremd- und Selbstbezeichnungen von Agrarproduzenten mit kurzer Erläuterung, mit Angabe des Ortes/ der Region oder größeren Verwaltungseinheit (Bundesland/ Kanton) und einer zeitlichen Eingrenzung (Jahreszahl, Zeitabschnitt) an eine zentrale Sammelstelle durchzugeben, damit eine Art Lexikon der Bezeichnungen für Agrarproduzenten im deutschsprachigen Raum (das ließe sich sicher auch noch internationalisieren) entsteht. Dieses Lexikon sollten wir auf unserer homepage vorhalten.

Damit ungefähr deutlich wird, was ich möchte, gebe ich für mein Untersuchungsgebiet (Schleswig-Holstein/ Hamburg) einige Angaben:

Anbauer obrigkeitliche Bezeichnung für den Nachsiedler des späten 17. und 18. Jahrhunderts (zumeist in Rahmen der Gemeinheitsteilung = Verkoppelung entstanden) (Holstein)

Baumann gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für den Vollbauern (Hufner) (Holstein) 15.-19. Jhdt.

Brinksitter/-sitzer gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für Nachsiedler, die sich auf dem Brink, der dorfsinternen Allmende angesiedelt haben (Holstein und Schleswig) 17.-19. Jhdt.

Büdner gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für Nachsiedler auf kleinster Stelle (Bude mit Kohlhof) (holsteinisches Amt Rendsburg und Herrschaft Pinneberg) 17.-18. Jhdt.

Eger gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für Kätner mit Land (adligen Marschgütern Haseldorf, Haselau und Seestermühe, alles Holstein) 17.-19. Jhdt.

Hausmann gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für den Vollbauern (Hufner) (Dithmarschen) 15.-19. Jhdt.

Häuerling gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung des Mieters/ Pächters einer Kleinstelle (Holstein) 18.-19. Jhdt.

Häuersmann siehe Pächter

Hufner obrigkeitliche Bezeichnung für den Vollbauern in Holstein. Die Stellen konnten bis zu 1/64 geteilt sein, waren also schließlich sehr kleine Landstellen - hatten aber Anrechte an der gemeinen Weide und anderen Gemeinheiten in (Holstein) 15.-19. Jhdt.

Inste landloser Mieter von Wohnraum (Holstein) 16.-19. Jhdt.

Kätner obrigkeitliche und gemeindliche Bezeichnung für den nachgesiedelten Kleinbauern, der keinen Anteil an den Gemeinheiten hatte, in Holstein, Südschleswig. 14.-20. Jhdt.

Köhlker gemeindliche Bezeichnung für Gemüsebauern auf sehr kleinen Stellen (0,5 bis 4 ha) in den Wildnissen vor Glückstadt (Holstein) - von Kohl, also Kohlbauern. 17.-19. Jhdt.

Landmann gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für den Marschbauern,

der keine als vollwertig anerkannte Stelle bewirtschaftete (also unter den Hufnern (s. dort) und über den Kättern (s. dort) rangierte) (Elbmarschen in Holstein) 19. Jhd.

Lanste obrigkeitliche Bezeichnung für den vom Grundherren abhängigen Bauern (Holstein, Südschleswig)

Pächter gemeindliche und obrigkeitliche Bezeichnung für den Pächter einer Hofstelle mit Land (Holstein) 19.-20. Jhd.

Plinksitzer obrigkeitliche Bezeichnung für den Kätner (s. dort) im Bereich des Klosters Uetersen 18.-19. Jhd.

Wurtsasse/ Wurtzedel/ Wurtzettel obrigkeitliche Bezeichnung eines landarmen Nachsiedlers, der nur die Wurt (Hausstelle mit Kohlgarten) bewirtschaftete (Ostschleswig, Ostholstein, Lauenburg) 15.-19. Jhd.

Zubauer siehe Anbauer

Beziehungen und Ressourcenflüsse in der ländlichen Gesellschaft.

Soziale Netzwerke in Westfalen im 19. Jahrhundert
– Projektbericht –

Christine Fertig, Johannes Bracht und Ulrich Pfister

Soziale Netzwerke sind weithin als wichtige Strukturform vormoderner Gesellschaften anerkannt. Gerade die Ressourcenvermittlung durch Netzwerke stellt ein wesentliches Charakteristikum der Vormoderne dar, während in modernen Gesellschaften Einkommen und materielle Güter stärker durch Institutionen und Märkte distribuiert werden. Im Gegensatz zur mittlerweile hohen Wertschätzung des Denkmodells des Netzwerks steht aber, dass im ländlichen Raum soziale Netzwerke bisher kaum empirisch untersucht wurden. Auch der Nutzen von Netzwerken für den Zugang zu wichtigen Ressourcen ist in der historischen Forschung bisher erst in wenigen Arbeiten thematisiert worden (Sabean 1998, Schlumbohm 1994, Mat-hieu 1987). Im von der DFG geförderten und an der WWU Münster durchgeführten Projekt „Beziehungen und Ressourcenflüsse in der ländlichen Gesellschaft. Soziale Netzwerke in Westfalen im 19. Jahrhundert“, bearbeitet von Christine Fertig und Johannes Bracht, stand diese Fragestellung im Vordergrund.

1. Ausgangsfragen und Zielsetzungen des Projekts

Inhaltlich wurde in Anlehnung an Theorien zur Herausbildung von Klassen (Mooser, Sabean) beabsichtigt, die Transformation ländlicher Gesellschaft von einer vertikal orientierten Struktur zu einer „Klassengesellschaft“ in den Blick zu bekommen (Sabean 1998; Mooser 1984). Entsprechend wurde der Untersuchungsplan so angelegt, dass gerade durch Netzwerke vermittelte Ressourcenflüsse (Kredit, Transfers) analysiert werden konnten.

Schon früh wurde allerdings deutlich, dass soziale Netzwerke und Ressourcenflüsse schon vor der Entstehung moderner Institutionen voneinander abgekoppelt sein konnten. Es musste also stärker berücksichtigt werden, dass die für bäuerliche Betriebe wichtigen Ressourcen zum größten Teil entweder innerhalb von Familien

redistribuiert (v. a. Land) oder aber auf Märkten beschafft wurden (Kredit) (Ch. Fertig 2009a; G. Fertig 2007). Deshalb wurden die Dissertationen der Bearbeiter als sich ergänzend angelegt: eine zu sozialen Netzwerken mit einem Schwerpunkt auf der Transformation zu einer Klassengesellschaft (Ch. Fertig i.V.), und eine zu Ressourcenflüssen, welche die Vermögensstrategien im Kontext von Agrarreformen und institutionellem Wandel von Kreditmärkten untersucht (Bracht 2009).

Die Analysen fanden auf Basis zweier (z.T. dreier) westfälischer Gemeinden statt. Die Untersuchungsorte wiesen dabei sehr unterschiedliche Aspekte auf, die z.T. stellvertretend für ganz Westfalen gelten: Der Ort Borgeln steht für naturräumliche Bevorzugung, hohe Agrarproduktivität, exportorientierte Landwirtschaft und einen hohen Anteil von Lohnarbeit. In Löhne organisierten Bauern ihre Arbeit mit Heuerlingsfamilien. Im „Textilgürtel“ zwischen dem Tecklenburger Land und Ostwestfalen gelegen, erlebte Löhne im 19. Jahrhundert den Niedergang der Protoindustrie. Mit Oberkirchen schließlich wurde ein Ort in der Region des hohen Sauerlandes herangezogen, der schlecht infrastrukturell angebunden, gleichzeitig aber abhängig von Getreideimporten war.



Karte: Die Untersuchungsorte innerhalb der Preuß. Provinz Westfalen, 1. H. 19. Jh. (J.Bracht)

2. Vermögensstrategien westfälischer Bauern, 1830-1866

Die Dissertation von Johannes Bracht untersucht Vermögensstrategien der ländlichen Bevölkerung in Lebenslauf und Familienzyklus im Zusammenhang mit zwei externen Faktoren: der institutionellen Entwicklung von Kreditmärkten und den Impulsen der Agrarreformen. Analysiert werden Geldflüsse in Form von familialen Transfers, Hypothekenkrediten, Sparguthaben, Sparkassenkrediten und Landkäufen und -verkäufen. Was Hypothekenkredite und den Bodenmarkt betraf, konnte auf

Datenbestände von Vorgängerprojekten zurückgegriffen werden (G. Fertig 2004 und Fertig/ Fertig 2005). Eigens erfasst und ausgewertet wurden aber Grundlastenablösvorgänge, hervorgehend aus Rezessen, überliefert in Grundakten, und Kredit- und Sparkontenverläufe anhand der Journale der Sparkasse Soest.

Die Untersuchung der Kreditmärkte folgt einem vergleichenden mikroanalytischen Ansatz, in dem drei lokale Kreditmärkte, auf denen zum Teil sehr unterschiedliche Strukturen vorherrschten, vorgefunden wurden. Für das nahe bei Soest gelegene Borgeln konnte multiperspektivisch der lokale Kreditmarkt nicht nur aus der Sicht der ländlichen Kunden, sondern auch ausgehend von der Sparkasse als Aktiv- (Kredite) und Passivgeschäft (Einlagen) betrachtet werden. Dieser frühe institutionelle Akteur trat mit innovativen Angeboten, wie dem Sparkonto und dem Annuitätenkredit, auf den Markt. Allerdings erreichte die Sparkasse im untersuchten Zeitraum, sieht man von wenigen Ausnahmejahren ab, nur einen Marktanteil von 9% am Kreditvolumen. So ist ein zentrales Ergebnis der Arbeit, dass bis in die 1860er Jahre hinein von einer institutionellen Transformation der Kreditmärkte nicht die Rede sein kann. Private Geldgeber dominierten weiterhin den Kreditmarkt und konnten ihr Kapitalangebot kontinuierlich ausdehnen. Eine Verdrängung durch Banken (v.a. die Sparkasse) fand nicht statt. Trotz des hohen Anteils privater Kreditoren war aber die Bedeutung sozialer Netzwerke für den Zugang zu Kredit in den drei Orten höchst unterschiedlich, in Borgeln kaum nennenswert, in den zwei anderen Orten stärker, aber nicht dominant. So verdient als wesentliches Ergebnis festgehalten zu werden, dass von einer prinzipiellen Vermittlung von Ressourcen durch Netzwerke nicht gesprochen werden kann. Wirtschaftliche Begünstigung, eine vermögende Stadtbürgerschaft und Zugang zu funktionierenden institutionellen Instrumenten (Sparkasse, Hypothekensbücher) führte zu einer weitgehenden Irrelevanz sozialer Netzwerke.

Das untersuchte Institut selbst, die Sparkasse Soest, strebte durchaus an, ihren Marktanteil auszudehnen, litt sie doch unter einem erheblichen Kapitalüberhang. Dabei machte sie sich auch personale Beziehungen zunutze. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, zusammenfallend mit der Phase der Grundlastenablösungen, unternahm sie Anstrengungen, neue Kreditkunden zu akquirieren und alte Kunden zu binden, indem sie die Kreditzinsen von 5% auf 4% senkte und auf die hypothekarische Absicherung der Darlehen verzichtete. Die Bank ließ sich also das höhere Risiko der ungesicherten Geldleihe gerade nicht durch höhere Zinsen vergüten, sondern versuchte, attraktive Anreize zu setzen. Diese Strategie wurde erleichtert durch den wachsenden Kundenstamm der Kasse; ungesicherte Kredite wurden vor

allem an Kunden vergeben, mit denen bereits Geschäfte gemacht worden waren und die als wirtschaftlich begünstigt gelten konnten. Die Soester Sparkasse hatte also schon früh die Bedeutung persönlicher Kundenbindung erkannt. Dies drückt sich auch auf der „Managerebene“ aus. Der erste Rendant der Sparkasse war ein Sohn des langjährigen Soester Bürgermeisters, Kommunalempfänger und als privater Geldgeber und Besitzer grundherrlicher Rechte auch in Borgeln und mit Borgelern bekannt. Die Sparkasse profitierte also von der sozialen Eingebundenheit ihrer Funktionselemente und dem daraus erwachsenden Vertrauen.

Insgesamt war der Kreditmarkt in dieser Region so leistungsfähig, dass das eigens für die Finanzierung der Ablösung geschaffene Institut der Rentenbank (in Münster) hier nicht angenommen wurde. Die Konditionen der Rentenbank waren hier nicht konkurrenzfähig, Annuitätenkredite, das hatte schon die Sparkasse lernen müssen, wurden aufgrund der langfristigen Verpflichtungen, die zudem mit relativ hohen jährlichen Zahlungen einhergingen, nicht nachgefragt (Bracht 2009; Bracht 2006b).

Die Bewältigung der Ablösung grundherrlicher Lasten kann, das zeigt der hier geleistete Vergleich dreier Gemeinden, nur auf mikroanalytischer Ebene nachvollzogen werden. Zwar waren die Ablösungen in allen drei Orten fast ausschließlich über Kreditaufnahme finanziert worden, die strukturellen Bedingungen der Gemeinden aber waren sehr unterschiedlich. In Borgeln trafen leistungsfähige Betriebe auf ein überreiches Kapitalangebot, so dass hier trotz hoher Lasten schnell abgelöst werden konnte. Dies drückt sich unter anderem darin aus, dass die Borgeler schon 1853, drei Jahre nach Beginn der Ablöswelle, wieder Nettosparer waren und die Einzahlungen bei der Sparkasse bereits 1855 einen neuen Höhepunkt erreichten.

In den anderen beiden Orten hatten die Bauern größere Mühen, die nötigen finanziellen Mittel aufzubringen. In Oberkirchen und Löhne, wo Mitte des 19. Jahrhunderts Sparkassen noch nicht bzw. gerade erst Fuß gefasst hatten, wurden etwa 50% der Lastenvolumina mit Hilfe der Rentenbank abgelöst. Diese beiden Gemeinden litten also in dieser kapitalintensiven Phase durchaus unter Kreditmangel. Hier wird auch deutlich, dass sich in Westfalen noch kein integrierter Kreditmarkt abzeichnete, denn das Überangebot an Kredit in der Hellwegregion fand den Weg in das nahe gelegene Sauerland nicht - anders als die landwirtschaftlichen Produkte, die schon lange dorthin exportiert wurden. Das Hypothekensystem allein, über das Kredite ja abgesichert werden konnten, konnte offenbar nicht für die nötige Markttransparenz sorgen.

Durch die Auswertung von Sparkassenjournalen konnte erstmals eine Analyse

von Vermögensstrategien von Bauern und anderen Bewohnern ländlicher Gemeinden geleistet werden. Ein hoher Anteil der Einlagen des Instituts stammte aus dem ländlichen Bereich. So kam in den späten 1850er Jahren etwa jeder zweite Sparer aus der Soester Börde (nicht aus der Stadt Soest), und jeder zweite Bauer in Borgeln hatte ein Sparkonto bei der Sparkasse. Sparbücher wurden genutzt, um zielgerichtet Vermögen aufzubauen. Dies wird erkennbar an der Praxis, langsam, aber regelmäßig anzusparen, um das gesparte Geld dann zumeist innerhalb kurzer Zeit abzuheben. Dies legt nahe, dass Sparguthaben in der Regel dazu dienten, besondere Ausgaben zu finanzieren, also etwa Investitionen zu tätigen oder Haushaltsgründungen zu ermöglichen. Auf letzteres deutet vor allem der Umstand hin, dass viele Sparkonten Unverheirateten gehörten, diese aber nur selten über die Heirat hinaus weitergeführt wurden. So sparten etwa Knechte und Mägde regelmäßig einen erheblichen Teil ihres Lohnes, so dass im besten Fall ein Heiratsfonds beachtlicher Höhe zu Verfügung stand. Lebenszyklische Motive spielten im Sparverhalten also eine erhebliche Rolle, allerdings weder im Sinne einer „permanent-income-hypothesis“ (Milton Friedman), der Beibehaltung eines gewissen Lebensstandards bei Einkommseinbußen, noch der „Lebenszyklus-Hypothese“ (Franco Modigliani), die ein Aufzehren des Vermögens im Alter vorsieht.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts finden sich in bäuerlichen Übergabeverträgen Hinweise darauf, dass Sparguthaben als zusätzliche Finanzpolster im Alter betrachtet wurden, so dass die alten Bauern die Sparkonten behielten und den nach ihrem Tod noch vorhandenen Rest bestimmten Kindern vermachten. Die Altersversorgung bestand aber nach wie vor in einer „Leibzucht“ - einem Recht auf (Mit-)Wohnung, Versorgung, Pflege und „liebvolle Behandlung“. Auch in den unterbäuerlichen Schichten war dies die angestrebte Form der Altersversorgung, die in manchen Fällen sogar gegen Überlassung eines Sparkontos (statt des üblichen Hauses) erkaufte wurde. Die persönliche Beziehung war ein wichtiger Bestandteil der Altersversorgung, zur Not wurde sie, wo Verwandte fehlten, auch mit Familienfremden etabliert. Sparguthaben konnten eingesetzt werden, um ein Recht auf eine Leibzucht zu erwerben, sie ersetzten sie aber nicht. Intergenerationelle Transfers blieben der Dreh- und Angelpunkt dieser ländlichen Gesellschaft, auch für unterbäuerliche Schichten, und auch dann noch, als längst institutionelle Sparmöglichkeiten zur Verfügung standen.

Der Vergleich der drei Anlageformen in Borgeln - Sparbuch, Land und Geld verleihen - ergab für Landbesitz die höchste Rendite, bei gleichzeitig hoher Liquidität, weil Boden nachgefragt wurde. Es war also ökonomisch rationales Verhalten, dass

Bauern nach Landerwerb strebten. Vermögen, das als Kredit vergeben war, bot demgegenüber zu wenig Liquidität. Das Sparbuch wiederum stellte höchste Liquidität dar, bei gleichzeitig annehmbarer Verzinsung. Grundbesitz war also die wichtigste Anlageform, durch keine andere zu ersetzen, aber schwer zu bekommen: Wie schon in Vorgängerprojekten gezeigt werden konnte, wurde Boden gerade in Borgeln fast ausschließlich innerhalb der Kernfamilie weitergegeben. Land wurde selten verkauft, die wenigen Fälle, in denen dies hier vorkam, sind entweder auf Überschuldung einzelner Höfe oder aber Liquiditätsprobleme in der Ablösungsphase zurückzuführen. So kam es nur selten zu einer Situation, in der Land erworben werden konnte. Dabei waren diejenigen Bauern im Vorteil, die Geld angespart hatten: Sie hatten bessere Chancen, ihren Betrieb zu vergrößern. Zur Finanzierung von Landkäufen konnten sowohl Sparguthaben als auch Kreditaufnahmen dienen, Kombinationen aus beiden kamen jedoch kaum vor.

Eine Analyse der Faktoren, die auf die verschiedenen Transaktionsformen wirkten, zeigt, dass neben der Gelegenheit, Land zu erstehen, vor allem die kostenintensiven Phasen des Familienzyklus Vermögenstransaktionen initiierten. Kredite wurden aufgenommen, um Land zu kaufen, wenn eine Hofübergabe anstand oder Abfindungen an die Nebenerben geleistet werden mussten. Daneben spielte auch Überschuldung eine gewisse Rolle. Wenn Sparguthaben abgehoben wurden, ging es entweder darum, Land zu kaufen, oder es brauchte Mittel für eine Familien- und Haushaltsgründung - die eigene oder auch diejenige eines Kindes. Einzahlungen auf Sparkonten erfolgten oft, wenn Kinder mit ihrem 24. Geburtstag die „Großjährigkeit“ erreichten. Ab diesem Alter konnte in der Regel die Abfindung eingefordert werden, man musste sie also bereithalten. Gleichzeitig vergingen bis zur Heirat in der Regel noch einige Jahre, in denen das Geld noch nicht abgerufen wurde.

Die Übergangsphase, in der die Familiengründungen der Jungen und der Rückzug auf den Altenteil bei den Alten zusammentrafen, erforderte eine Neuordnung des Vermögens: Übergabe von Hof oder Wohnhaus an die Haupterben, Zahlung von Abfindungen an die anderen Kinder, Umwandlung von Eigentum (an einem Hof oder auch anderem Vermögen) in eine Leibzucht bei den alten Menschen. In den Vermögensstrategien der ländlichen Bevölkerung wird die überragende Bedeutung dieser Transferprozesse deutlich. Die Möglichkeit, eine individuelle Altersvorsorge über ein angespartes Vermögen aufzubauen, wurde dagegen nicht genutzt. Auch hier blieb das Transfersystem innerhalb der Kernfamilie bis zum Ende des Untersuchungszeitraums der zentrale Mechanismus, hinter dem individuelle Vorsorge zu-

rück trat. Aber auch die Einbettung betrieblicher Strategien in Netzwerke von Verwandten, wie sie von Sabean für einen kleinbäuerlichen, durch teilbare Hofweitergabe geprägten südwestdeutschen Kontext festgestellt hat, spielte hier keine Rolle.

3. Soziale Netzwerke in der ländlichen Gesellschaft: Familienstrategien von Bauern und Landarbeitern in Westfalen, 1750-1874

Die von Christine Fertig bearbeitete Teilstudie untersucht Familien und ihre sozialen Netzwerke in Löhne und Borgeln (Ch. Fertig i.V.). Sie leistet einen Strukturvergleich zweier ländlicher Gemeinden, in denen politische und rechtliche Rahmenbedingungen sehr ähnlich waren (beide gehörten zur preußischen Provinz Westfalen), deren wirtschaftlichen Bedingungen und sozialen Strukturen sich aber deutlich unterschieden. Beide Gemeinden waren protestantisch, jedoch spielte im ostwestfälischen Löhne die pietistische Erweckungsbewegung eine erhebliche Rolle, in Borgeln dagegen nicht. Die Arbeit untersucht Netzwerke von Bauern und einer breiten Schicht von ländlichen Arbeitern, von vornehmlich protoindustriell tätigen Heuerlingen (in Löhne), ländlichen Handwerkern und Tagelöhnern in der agrarischen Marktproduktion (v. a. in Borgeln). Die speziell für dieses Projekt angelegte Datenbasis besteht in (1) Patenschaften aus Kirchenbüchern, deren Paten und Patinnen mit den bereits bestehenden Familienrekonstitutionen identifiziert wurden, wodurch verwandtschaftliche Beziehungen erschlossen wurden, (2) Nachbarschaftsbeziehungen anhand von Wohnortangaben und ihrer Lokalisierung mittels Katasterkarten.

Ausgangspunkt der Arbeit sind zwei Thesen, die beide die Entstehung der Klassengesellschaft im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert verorten: Josef Mooser sieht in der „ländlichen Klassengesellschaft“ Ostwestfalens zwei durch den Zugang zu Landbesitz geschiedene Klassen, in der die Landreichen ihren Status auf Kosten der unterbäuerlichen Schichten ausbauten (Mooser 1984). Der Heirat kommt in diesem Modell eine wichtige Funktion zu, da sie den Zugang zu gesellschaftlichen Positionen steuert. Auch Sabean beschreibt die Herausbildung von sozialen Klassen, und er sieht in der Heirat ebenfalls den zentralen Steuerungsmechanismus in der ländlichen Gesellschaft. Er verweist aber auf den Netzwerkeffekt von Partnerwahlen: Die Heirat im sozialen Nahbereich, konkret mit nahen Verwandten oder zumindest mit ökonomisch gleichgestellten Partnern, diente der Etablierung einer Führungselite und der Exklusion der anwachsenden Unterschichten (Sabean 1998).

Wenn Sabean die Patenschaften ähnlich wie Heiraten als Teil eines komplexen

Austauschsystems ansieht, so drückt sich darin der besondere Stellenwert der einzelnen Patenschaft im württembergischen Neckarhausen aus. Bei der Geburt des ersten Kindes wählten Eltern die Paten, in der Regel einen Mann und eine Frau. Diese beiden standen auch für alle anderen Kinder Pate. Es handelte sich also um eine recht exklusive Beziehung, die eine junge Familie zu maximal zwei anderen Familien eingehen konnte. Im protestantischen Westfalen standen dagegen drei bis fünf Männer oder Frauen Pate, und bei jeder neuen Kindstaufe kamen wiederum genau so viele hinzu. Eltern haben im Durchschnitt etwa 11 bis 15 Paten für ihre Kinder ausgewählt, und viele von ihnen waren selbst Paten. Es handelte sich hier also um Beziehungen, die von Heiratsverbindungen sehr verschieden waren. Dies betraf auch die ökonomische Relevanz der Beziehung. Heiraten lösten Ressourcenflüsse aus, die wirtschaftlichen Implikationen der Patenschaften waren subtiler. Sie sind zum einen im Appellcharakter der Beziehung zu sehen, zum anderen in ihrer Funktion als Informationsnetzwerke.

Die Konstruktion sozialer Netzwerke kann unter zwei Perspektiven erfolgen. Zum einen können Beziehungen möglichst breit angelegt sein, viele Kontakte umfassen und in verschiedene Bereiche der Gesellschaft reichen. Ein solches Netzwerk bringt erhebliche Informationsvorteile mit sich, aber nur wenig Kohärenz. Auf der anderen Seite kann man Netzwerke verdichten, indem man Beziehungen vornehmlich im sozialen Nahbereich etabliert und kohärente, nach außen relativ abgeschlossene Kreise bildet. Blickt man auf das Gesamtnetzwerk einer lokalen Gesellschaft, so können Beziehungen schichtenübergreifend oder eher klassenendogam, deutlich hierarchisiert oder vor allem horizontal angelegt sein.

In der Analyse der Patenschaftsbeziehungen zeigte sich das ostwestfälische Löhne stärker von schichtenübergreifenden Beziehungen geprägt, mithin sozial inkludierender organisiert war als Borgeln. Bauern waren in beiden Gemeinden beliebte Paten, aber die unterbäuerlichen Schichten waren in Löhne besser in die sozialen Netzwerke der Bauern integriert als in Borgeln, wo Landbesitzer Beziehungen mit Tagelöhnern auf Arbeits- und vielleicht Mietkontrakte beschränkten. Die stärkere Hierarchisierung des Patennetzes in Borgeln ist netzwerkanalytisch durch verschiedene Zentralisierungsmaße nachzuweisen; sie drückt sich aber auch in einer größeren Altersdifferenz zwischen Eltern und den meist älteren Paten aus. Hier wird also besonders deutlich, dass Patenschaften als Relationen zwischen Eltern und Paten etabliert wurden. Sie dienten gerade in Borgeln kaum der langfristigen Absicherung der Patenkinder.

In beiden Orten unterschied sich das Verhalten der unterbäuerlichen Schichten deutlich von dem der Bauern. Hier wie dort legten Tagelöhner Wert darauf, große, in verschiedene Bereiche der Gesellschaft reichende Patenschaftsnetze zu etablieren. Die Bauern konzentrierten sich dagegen auf den sozialen Nahbereich, blieben - in Borgeln stärker, in Löhne etwas weniger ausgeprägt - innerhalb ihrer sozialen Schicht und gingen Patenbeziehungen beinahe ausschließlich mit ihren Verwandten ein.

Allerdings veränderten sich diese Netzwerke über die Zeit. In Löhne ging in den 1820er Jahren der Anteil der Blutsverwandten, vor allem der nahen, massiv zurück. Wurden die sozialen Netzwerke über die Patenbeziehungen bis dahin eher verdichtet, so reduzierten vor allem die ländlichen Unterschichten nun den Anteil der Verwandten und bauten ihre Netzwerke aus. Diese Neuausrichtung war offenbar eine Reaktion auf die Krise der protoindustriellen Märkte, die Heuerlinge in Ostwestfalen in erhebliche wirtschaftliche Bedrängnis brachte. Eine größere Anzahl an Relationen im Netz erleichterte den Zugang zu Informationen, einer auf fluiden Arbeitsmärkten kritischen Größe, und erweiterte den Kreis derjenigen, die man um Unterstützung bitten konnte, über die unmittelbaren Verwandten hinaus.

Zwar entwickelten sich die Patennetze in Borgeln anders, denn der Anteil der Verwandten in den Patennetzen stieg zwischen 1766 und 1859 von einem auf zwei Drittel (hier wandten sich vor allem die Bauern zunehmend ihren Verwandten zu). In beiden Orten übereinstimmend verhielten sich aber die Bauern grundsätzlich anders als die unterbäuerlichen Schichten, indem sie sich vor allem ihren Verwandten und Angehörigen derselben Schicht zuwandten. Heuerlinge und Tagelöhner dehnten ihre Netze über den sozialen Nahbereich aus und verbreiterten damit ihre soziale Basis. Zwar integrierten Löhner Bauern auch Heuerlinge in ihre Netze, allerdings in der Regel nur dann, wenn bereits eine Verwandtschaftsbeziehung bestand; Verwandtschaft war mithin ein wichtiges Strukturelement des Heuerlingssystems. In Borgeln blieben die Tagelöhner dagegen außen vor.

Heiratsentscheidungen hatten – anders als Patenschaften – erhebliche ökonomische Bedeutung: Zum einen konnten Kinder durch Heirat auf anderen Höfen platziert werden, zum anderen löste aber fast jede Heirat Ressourcenflüsse von der älteren an die junge Generation aus. Die Entscheidung, bald zu heiraten, wurde wiederum von drei wichtigen Faktoren beeinflusst. Geheiratet wurde vor allem dann, wenn ein Kind unterwegs war, der elterliche Hof übergeben wurde (oder auch anderweitig Land erworben werden konnte) oder wenn die Konjunktur das Ansparen eines Heiratsfonds erleichterte. Der kausale Zusammenhang war jedoch nicht immer identisch

mit den zeitlichen Abfolgen.

Löhne zeichnete sich durch eine sehr niedrige Ledigenquote und frühe Heiraten aus. Dies lässt sich einerseits mit der Aufwertung der Ehe in der pietistischen Erweckungsbewegung begründen, andererseits mit der Sozialordnung des Heuerlingsystems. Als Heuerlinge wurden nur Familien auf den Hof genommen, d.h. die mit Mann und Frau mindestens zwei erwachsene Arbeitskräfte aufbieten konnten, möglicherweise ergänzt durch mitarbeitende Kinder. Borgeln war dagegen eine Gesinde- und Tagelöhnergemeinschaft, in der Arbeitsbeziehungen individueller Natur waren.

Die unterschiedliche Bewertung wird in Hofübergabeverträgen deutlich. Zum einen war der Zusammenhang zwischen Heirat und Hofübernahme in Löhne relativ eng, sowohl in zeitlicher als auch in kausaler Hinsicht: Es kam nicht selten vor, dass Eltern Höfe nur unter der Bedingung übergaben, dass das übernehmende Kind bald heiratete. In Borgeln verlangten Eltern keine Eheschließung, und auch der zeitliche Zusammenhang war hier weniger ausgeprägt. Zum anderen finden sich in vielen Borgeler Familienverträgen Regelungen, in denen sich Geschwister der Hoferben ausdrücklich einen Platz im elterlichen Haus garantieren ließen. Zum Teil waren dies junge Menschen, die sich beide Optionen offenhielten: heiraten und damit ausziehen aus dem Elternhaus, oder aber bleiben und lebenslang (gegen Mithilfe) versorgt werden. Andere waren schon älter und rechneten wohl nicht mehr mit einer Heirat, strebten sie vielleicht auch gar nicht an. Diese „Nesthocker“ setzten ihre Erbfindung ein, um einen Platz zum Leben zu haben, eigenständig (wie manchmal betont wird), aber mit Familienanschluss. Die Möglichkeit, unverheiratet zu bleiben, war also in Borgeln sozial akzeptiert und nicht unüblich. In Löhne war die Heirat dagegen weitgehend alternativlos. Nichterbende Geschwister erhoben keinen Anspruch auf lebenslange Versorgung, dieser in Borgeln normale alternative Lebensentwurf war hier wohl kaum denkbar. Tatsächlich blieben in Borgeln mehr Einwohner lebenslang ledig: von den 1800-19 Geborenen 15,9%, in Löhne dagegen nur 7,9% (= Anteil der dauerhaft Ledigen an den über 45jährigen).

In die gleiche Richtung deuten die Ergebnisse einer im Umfeld des Projekts erstellten Magisterarbeit. In Borgeln waren die Nichteheleichenraten in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit durchschnittlich 9,3% hoch, in Löhne dagegen mit 3,2% sehr niedrig. In Löhne wurde im Fall einer Schwangerschaft überwiegend versucht, noch rechtzeitig zu heiraten, in Borgeln nur in der Hälfte der Fälle. In Löhne führten schlechte konjunkturelle Bedingungen zu mehr nichteheleichen Schwangerschaften. Eine Vererbung von Nichteheleichen gab es aber nur in Borgeln

(Goslar 2005).

In der Borgeler Gesindegesellschaft war außereheliche Sexualität also leichter möglich, führte aber auch eher zum Ausschluss, während im pietistischen und durch universale Eheschließung geprägten Löhne Inklusionsstrategien vorwogen: In Borgeln minderten (überlebende) nichteheleiche Kinder die nachfolgenden Heiratschancen ihrer Mütter, in Löhne aber nicht. Nichteheleiche Geburten gingen in Löhne v. a. auf verhinderte Legitimität zurück, während Borgeln eher für abweichendes Verhalten der Eltern steht. Auch hier wird also deutlich, dass Löhne eine stärker inklusive Sozialstruktur hatte, während in Borgeln Exklusion an der Tagesordnung war.

In Westfalen waren, wie auch in anderen ländlichen Gesellschaften mit ungeteilter Vererbung, die Höfe das stabilisierende Element der lokalen Sozialstruktur. Höfe bildeten Sozialformen, die von ihrer Umgebung als soziale Einheiten wahrgenommen wurden und denen die auf den Höfen lebenden Menschen zugeordnet wurden. So war es etwa üblich, auch Männer, die auf einen Hof heirateten, mit dem Namen des Hofes anzusprechen. Heiraten können in diesem Sinne verstanden werden als Bewegungen von Personen und Ressourcen zwischen Höfen.

Zum einen wurde gefragt, wie sich die Beziehungen zwischen den Höfen von großen und kleinen Bauern gestalteten, zum anderen wurde mit Hilfe von netzwerkanalytischen Verfahren die Zirkulation von Personen und Gütern zwischen Höfen untersucht. Dabei wurde deutlich, dass in Borgeln Klassengrenzen sehr wirksam waren. Zwei Drittel der jungen Menschen heirateten auf einen Hof, der ähnlich groß war wie derjenige der Eltern. In Löhne war dies nur in der Hälfte der Heiraten der Fall. Hier dominierten die Kinder der Großbauern den Heiratsmarkt: Sie stiegen zu einem großen Teil ab, verdrängten aber auch die Kinder der Kleinbauern und verschlechterten deren Heiratschancen. Diese hohe Abwärtsmobilität hatte aber auch einen positiven Effekt auf die kleinbäuerlichen Haushalte: Mit den Kindern der großen Bauern kamen auch deren relativ hohe Abfindungen auf die kleinen Höfe, so dass es einen beständigen Fluss der Ressourcen aus der Ober- in die Mittelschicht gab.

Heiraten war im ländlichen Westfalen im 18. und 19. Jahrhundert prinzipiell jedem möglich; der Besitz eines Hofes oder einer „Stelle“ war keine Voraussetzung für eine Eheschließung (G. Fertig 2003). Das ist nicht erstaunlich, da die wirtschaftlichen Mittel für eine Familiengründung auch über Gesindedienst, Tagelohn, Wanderarbeit bzw. Wanderhandel oder protoindustrielle Arbeit zu erlangen waren. In beiden Gemeinden ist das Gesamtnetz der Heiraten mit einem neueren netzwerkanalytischen Verfahren (Parentage Graph), analysiert worden (Brudner/White 1997).

Damit wurde die Untersuchung auf die besitzlosen Schichten erweitert; immerhin waren in Löhne 58%, in Borgeln sogar 65% der Familien ohne Land- und Hausbesitz. Bei diesem Verfahren wird danach gefragt, ob es strukturell endogame Bereiche im Netzwerk gibt und wie diese sich zur sozialen Schichtung verhalten. Strukturelle Endogamie ist dort zu finden, wo vermehrt Verwandtenheiraten vorkommen. Dabei stellt sich Löhne als die Gemeinde heraus, in der Verwandtschaftsorientierung am wenigsten eng mit sozialer Schichtung verbunden war, während in Borgeln Tagelöhner schlechter in den Kern des Verwandtennetzes integriert waren. Auf dem Weg der Klassenbildung, die mit zunehmender Orientierung auf den sozialen Nahbereich und damit auch auf verwandtschaftliche Beziehungen einhergeht, war Borgeln also weiter vorangeschritten als das protoindustrielle Löhne, aber immer noch ein gutes Stück entfernt von den Verhältnissen im württembergischen Neckarhausen im 19. Jahrhundert (Ch. Fertig i.V.).

Die Frage nach der zunehmenden Verwandtschaftsorientierung kann auch durch eine statistische Analyse der Verwandtenheiraten untersucht werden. In Löhne fanden mehr als drei Viertel aller Heiraten zwischen Verwandten statt, in Borgeln nur jede Fünfte. Man könnte also vermuten, dass Löhne eine kinship hot society war. Setzt man diese Zahlen jedoch mit der Verwandtschaftsdichte in den beiden Kirchengemeinden in Beziehung, wird deutlich, dass absolute Zahlen wie auch Anteile an allen Heiraten in die Irre führen können. Ein Vergleich mit der Anzahl an Verwandtenheiraten, die unter verwandtschaftsblindem Verhalten zu erwarten wären (ermittelt anhand der Verwandtschaftsbeziehungen einer größeren Stichprobe an potentiellen Heiratskandidaten), zeigt klar, dass es keine Präferenz für Verwandte gab, weder bei den Löhner Bauern noch bei den Heuerlingen. In Borgeln war die Verwandtschaftsdichte auf dem Heiratsmarkt dagegen viel geringer, Bauern hatten aber eine ausgeprägte Neigung, nahe Verwandte zu bevorzugen, und zwar sowohl Blutsverwandte als auch affinale (Heirats-) Verwandte. Für die Tagelöhner galt dies jedoch nicht: Nur 12% ihrer Ehen wurden mit Verwandten geschlossen, und dieser Anteil entspricht dem aufgrund ihrer sehr geringen Verwandtschaftsdichte zu erwartenden Wert. Die bäuerliche Oberschicht präferierte in Borgeln also Verwandtenheiraten und schloss so ihre sozialen Kreise. Eine Herausbildung von sozialen Klassen über Verwandtschaftsorientierung, wie Sabean sie festgestellt hat, gab es hier jedoch nicht: Die Etablierung einer bäuerlichen Oberschicht war im 19. Jahrhundert längst abgeschlossen.

Soziale Platzierung war in Gesellschaften, in denen Besitz ungeteilt übergeben

wurde, ein wichtiges Thema für Familien. Die Platzierung über eine vorteilhafte Heirat bot zumindest für die Nebenerben den wichtigsten Zugang zu Landbesitz. Dies galt besonders für eine Gesellschaft in Borgeln, in der es praktisch keinen Landmarkt gab und Land beinahe ausschließlich innerhalb die Familie weitergegeben wurde (G. Fertig 2007). Nun war der Besitz von Land keine Bedingung für die Gründung einer Familie. Die meisten jungen Paare lebten von Arbeitseinkommen, nicht von der Bewirtschaftung eines Hofes. Landbesitz war aber zum einen Voraussetzung für wirtschaftliche Prosperität, die sich aus der Möglichkeit ergab, cash crops produzieren zu können, zum anderen war der soziale Status ganz zentral mit dem Besitz eines Hofes verbunden. Die Platzierung von Kindern auf (fremden) Höfen kann also als wichtiger Erfolg von Familien verstanden werden.

Untersucht wurde, welche Faktoren eine Heirat und den Erwerb eines Hofes wahrscheinlicher machten. Von großer Bedeutung war dabei – wenig überraschend – die soziale Schicht der Eltern. Dass eine Heirat auf einen Hof nur dann möglich war, wenn der einheiratende Partner einen genügend großen Brautschatz mitbringen konnte, ist schon oft betont worden. Bisher wurde aber zu wenig beachtet, dass sozialer Status nicht ausschließlich von Landbesitz bestimmt wird, und dass Ansehen in der Gemeinde auch von anderen Faktoren abhängig ist. Die in der Netzwerkanalyse herausgearbeitete Differenzierung zwischen Paten mit hohem und niedrigem Prestige, zu fassen über die Anzahl der Patenbeziehungen und den Status der Beziehungspartner, hat die Eigenlogik von sozialem Ansehen klar gezeigt. In allen Regressionsmodellen war die Stellung der Eltern (als Paten) im Patennetz von erheblicher Bedeutung. Ein Vater mit hohen Prestigewerten hatte deutlich bessere Chancen, seine Kinder gut zu verheiraten, und zwar unabhängig von der Größe seines Hofes. Die Anzahl der Paten, die Eltern für ihre Kinder gewählt hatten, hatte dagegen einen negativen Effekt auf den Platzierungserfolg. Paten mit vielen Patenkindern profitierten also nicht von Informationsvorteilen, die auch in den Netzen der Eltern von Patenkindern relevant gewesen wären, sondern von ihrem Ansehen (Ch. Fertig 2009b). Damit wird deutlich, dass das Bild einer „ländlichen Klassengesellschaft“, das ausschließlich auf Besitzverhältnisse und ökonomische Anhängigkeiten abhebt, zu kurz fasst. Sozialer Status hing auch von Prestige ab, und dieses wurde wenigstens zum Teil in netzwerkorientierten Interaktionen akkumuliert und dargestellt.

4. Transformation der ländlichen Gesellschaft: Familie, Markt und Netzwerk in europäischer Perspektive

(1) Methodischer Ertrag. Seit den von W. Reinhard angeregten Studien zur personalen Verflechtung von Eliten in oberdeutschen Städten und im Kirchenstaat haben historische Netzwerkstudien im deutschen Kontext eine feste Tradition (Reinhard 1979; Stader 1997; Reinhardt 2000). In Fortführung der sozialanthropologischen Arbeiten von Lévi-Strauss und Bourdieu existiert zudem eine – allerdings nur von wenigen Forscher(inne)n gepflegte – historisch ausgerichtete europäische Verwandtschaftsethnologie; für den deutschen Raum steht hierfür die Studie Sabeans zu Neckarhausen. Gemeinsam an diesen Studien ist die Verwendung qualitativer, grafischer sowie meist deskriptiver quantitativer Verfahren. Im Rahmen des Projektes wurden nach unserer Kenntnis erstmals explizit netzwerkanalytische wie auch verstärkt multivariate quantitative Verfahren auf lokale ländliche Gesellschaften im Europa des 18./ 19. Jahrhunderts angewendet. Anfänglich bestand die Erwartung, die formale Analyse insbesondere von Verwandtschaftsnetzwerken werde sich durch eine verstärkte Rezeption von Verfahren und Software aus dem Umfeld der Social Network Analysis gegenüber den bisher durch die Arbeitsgruppe eingesetzten Standardverfahren multivariater Statistik erheblich verbessern. Das ist in einem wichtigen Punkt nicht der Fall. Die gängige Netzwerksoftware (Pajek, Ucinet) bietet bislang nicht die Möglichkeit, zeitliche Bezüge und Veränderungen zu berücksichtigen. Netzwerksoftware wurde daher überwiegend nur zu explorativen Zwecken verwendet, für die genauere Analyse und Dokumentation wurden dagegen von der Arbeitsgruppe entwickelte statistische Verfahren eingesetzt.

Hervorzuheben ist, dass nicht der Weg der üblichen Ortsmonographie eingeschlagen wurde, die von etablierten Einzelforscher(inne)n in meist länger als zehn Jahre dauernder Arbeit erstellt wird (zu Deutschland v. a. Sabean 1998, Schlumbohm 1994, Medick 1997). Die Ausgestaltung der Einzelförderung durch die DFG sowie die systematische Anwendung relationaler Datenbanktechnik machten es dagegen im vorliegenden Projekt möglich, zwei bis drei Gemeinden zu untersuchen. Jenseits der erreichten Verbesserung der Forschungseffizienz impliziert dies zweierlei: Erstens stellen die beobachteten regionalen Kontraste die Validität der isolierten Ortsmonographie in Frage: Angesichts der starken Unterschiede zwischen den von uns analysierten Gemeinden wird es schwierig, von nordwestdeutschen Verhältnissen bzw. mit Blick auf die vorhandene Forschungsliteratur auf der Basis jeweils einer

Monographie von südwestdeutschen, bretonischen, südfranzösischen oder neapolitanischen Verhältnissen zu sprechen. Zweitens bedeutet die Tatsache, dass diese Forschung in Qualifikationsarbeiten eingebaut werden konnte, dass sich die Basis von Forscherinnen und Forscher, die im in Frage stehenden, nach wie vor dünnen Forschungsfeld zu arbeiten in der Lage sind, hoffentlich verbreitert und letzteres an Kontinuität gewinnen kann.

(2) Westfalen im europäischen Kontext. Angesichts der eben getroffenen Aussagen können hierzu nur wenige allgemeine Punkte genannt werden. Die untersuchten Gemeinden waren im späten 18. und 19. Jahrhundert keine kinship hot societies, im Gegensatz zu dem von Sabean untersuchten Neckarhausen (s. Sabean 1998, Kap. 20). Ressourcenflüsse vollzogen sich überwiegend einerseits im Rahmen der Kernfamilie, vor allem im Umfeld von Heiraten und Hofübergaben, andererseits auf Märkten für agrarische Produkte, Arbeitskraft und Hypothekenkredit. Nur in relativ wenigen Situationen (je getrennt für Heiraten und Landtransaktionen reicher Bauern in Borgeln) gibt es Hinweise auf eine Ressourcenflüsse lenkende, sozial exkludierende Wirkung verwandtschaftsbasierter Netzwerke.

Dies heißt weder, dass es keine Netzwerke gegeben hätte, noch dass sie irrelevant gewesen wären. Erstens gibt es eine Reihe von Hinweisen darauf, dass Netzwerke Informationen (z. B. über potentielle Heiratspartner[inne)n] vermittelten. Ergänzend schufen sie Solidarität und möglicherweise Vertragssicherheit, sichtbar etwa am Sachverhalt, dass lokal mobilisierter Bodenkredit in Löhne überwiegend unter Verwandten vergeben wurde. Zweitens existieren für Löhne Hinweise auf eine Situation generalisierter Reziprozität, die über Abfindungen der weichenden Erben zur Zirkulation von Ressourcen zwischen Höfen bzw. Schichten führte und damit eine sozialintegrative und inkludierende Wirkung entfaltete. Drittens zeigte die Analyse von Patenschaften, dass für Statusbiografien nutzbares Prestige über Netze akkumuliert und mindestens auch dargestellt (wenn nicht etwa über Informationsgewinnung instrumentalisiert) wurde.

Im europäischen Vergleich legen unsere Ergebnisse einen Zusammenhang zwischen den Mustern der Familienformen und Besitzweitergabe auf der einen Seite und der Nutzung von sozialen Netzwerken für die Ressourcensteuerung auf der anderen Seite nahe.

Erstens zeigen sich im Vergleich zur Fallstudie Sabeans zu Neckarhausen eine deutlich geringere Dichte verwandtschaftlicher Netzwerke und deren geringere Relevanz für Ressourcenflüsse in der ländlichen Gesellschaft. Dies deutet auf einen kate-

gorialen Unterschied zwischen einer kleinbäuerlichen, durch Teilbarkeit gekennzeichneten Gesellschaft im deutschen Südwesten und den durch ungeteilte Hofweitergabe geprägten Verhältnissen im Nordwesten hin. Kleinbesitz und Teilbarkeit trieben offenbar den Land- und Kreditmarkt voran, was die Bildung von Netzwerken zu deren Steuerung mit Blick auf Familienstrategien sinnvoll werden ließ. Diese Bedingung war im deutschen Nordwesten nicht gegeben, wo große Höfe geschlossen weiter gegeben, ein Landmarkt wenig entwickelt war und Kredit überwiegend außerhalb der lokalen Gemeinschaft mobilisiert wurde.

Zweitens besteht zwar eine gewisse Parallele zu den Forschungen von Martine Segalen (über Bigauden i.d. Bretagne), die vor allem die Nutzung von Kindred-Netzwerken für die Weitergabe von Informationen betont (Segalen 1991). Auch mehrere unserer Ergebnisse betonen die Relevanz von Netzwerken weniger für die Kanalisierung von Ressourcenflüssen als von Information. Allerdings bezog sich im von Segalen behandelten Fall – einer durch Zeitpacht geprägten Agrarstruktur – die untersuchte Interaktion auf Pachtverträge, d. h. eine äußerst kritische Ressource, die es so im durch Erbpacht bzw. nach den Agrarreformen durch bäuerliches Eigentum geprägten Westfalen nicht gegeben hat. Hier lebten dagegen gerade ländliche Unterschichten von Protoindustrie oder landwirtschaftlicher Lohnarbeit. Daher etablierten sie große, weit verzweigte Netzwerke, die mit hohem Informationsgewinn einhergehen. Quellenmäßig sind die Arbeitsmärkte aber schlecht belegt, so dass unsere Informationen nicht dicht genug sind, um Informationsflüsse in Netzwerken beobachten zu können.

Drittens besteht hinsichtlich der für Löhne beobachteten generalisierten Reziprozität bezüglich des Heiratsnetzwerks und der Zirkulation von Abfindungen zwischen Höfen und sozialen Gruppen eine auffällige Parallele zum von Clavérie und Lamaison (1982) untersuchten Haut-Gévaudan (nördliches Languedoc). Zwar wies das Gebiet eine andere Rechtstradition auf, aber auch dort herrschte ungeteilte Hofweitergabe vor und wurde eine wenig ertragreiche Landwirtschaft praktiziert. Mit dem Konzept des Ousta (Bauernhof) lag ein ähnlicher Fluchtpunkt von Familienstrategien vor wie im Fall der westfälischen Hofidee (Sauer mann 1970, S. 78). Das Fehlen enger, sich zunehmend abschließender Verwandtschaftsnetze kann im Gévaudan wie in Westfalen mit der anhaltenden Bedeutung der innerfamiliären Besitzweitergabe erklärt werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang noch einmal der Blick auf Neckarhausen: Dort wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts Ressourcen noch vornehmlich über die Erbschaft und innerhalb von Kernfamilien weitergegeben. Sabean führt nun

den Übergang von einer schichtenübergreifend vernetzten zu einer durch Klassengrenzen charakterisierten Sozialstruktur darauf zurück, dass mit zunehmendem Bevölkerungswachstum und wachsenden Problemen von immer kleineren Betrieben sowie mit der staatlichen Durchdringung der Gemeinden das Zusammenhalten von Ressourcen schwieriger wurde. Deshalb übernahmen verwandtschaftliche Netzwerke die Aufgabe der Kanalisierung von Ressourcen. Diesen Prozess gab es in Westfalen und im Gévaudan in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts nicht in dieser Form.

(3) Klassenbildung durch Verwandtenheiraten unter sozial Gleichgestellten?

Wie tragen die im gegenwärtigen Projekt durchgeführten Mikrostudien zum Verständnis von makrohistorischen Vorgängen bei? Der gegenwärtige und der nachfolgende Punkt behandeln diese Frage anhand des Vorgangs der Klassenbildung im 19. Jahrhundert. Sabean argumentiert, dass die Klassenbildung in Deutschland in erster Linie durch die Umorientierung von Verwandtschaftsnetzwerken von einer vertikalen (Klientel-)Struktur auf eine horizontale Struktur im Sinn einer Vernetzung von sozial Gleichgestellten zustande kam (Sabean 1998, Kap. 22). Instrumentell dabei war die durch den Übergang zum modernen Zivilrecht ermöglichte Heirat unter Blutsverwandten und unter engen affinal Verwandten (Extremfall: Heirat unter Geschwistergruppen). Beides führte zum Abbau der Ressourcenzirkulation zwischen unterschiedlichen sozialen Schichten bzw. zu der Konzentration von Ressourcen und der Gewährung von Unterstützung auf sozial gleich Gestellte.

Dieser Befund, der sich neben Genealogien bürgerlicher Familien (nicht zuletzt aus dem nordrhein-westfälischen Raum) auf die Fallstudie zu Neckarhausen stützt, wird durch unsere Ergebnisse nur sehr begrenzt gestützt. In Borgeln, wo Klassengesellschaft akzentuiert zu Tage tritt, fanden sich zwar unter reichen Bauern überdurchschnittlich häufig Heiraten unter Blutsverwandten und engen affinal Verwandten. Gleichzeitig war aber die lokale Gesellschaft ausgesprochen individualistisch und familistisch orientiert: Die Borgeler Bauern tauschten untereinander nur wenig Land aus und bezogen Kredite fast ausschließlich von außerhalb der Gemeinde. Klassenbarrieren bezogen sich vor allem auf die Bedeutung von Lohnarbeit für das Überleben der Unterschichten sowie das Fehlen von schichtübergreifenden Netzwerken, welche die Unterschichten in die bäuerliche Gesellschaft einbanden. In Löhne schließlich gibt es überhaupt keine Hinweise auf eine Umorientierung von Netzwerken auf die lokale Elite. Klassenbildung qua Aufbau von Verwandtennetzwerken war mindestens im ländlichen Raum kein universelles Phänomen; am Borgeler Beispiel bestä-

tigt sich vielmehr die traditionelle Sicht der Ausweitung des Arbeitsmarkts (in Verbindung mit derjenigen von Produktmärkten) als ausschlaggebendes Merkmal von Klassenbildung.

(4) Ländliche Protoindustrialisierung als Basis der Klassenbildung? Ein einflussreicher Zweig der Protoindustrialisierungsforschung hat argumentiert, dass das mit dem Wachstum exportorientierter Hausindustrien einhergehende Beschäftigungsangebot zu einem Bevölkerungswachstum führte, das seinerseits eine Vermehrung unterbäuerlicher Haushalte bewirkte. Diese Haushalte verfügten nur über wenig oder gar kein Land und stellten in diesem Sinn ein Proletariat dar, das später die Basis der Industriearbeiterschaft bildete. Am Beispiel des ostwestfälischen Leinenreviers ist diese Sicht prominent von Mooser entfaltet worden (Mooser 1984).

Schon Schlumbohm hat in seiner Fallstudie zu Belm (heute ein Stadtteil von Osnabrück) skeptisch auf Befunde verwiesen, wonach das Verhältnis zwischen Bauern und Unterschichtshaushalten (v. a. Heuerlingen) stark von paternalistischen, wenn nicht klientelistischen Elementen durchwirkt war (Schlumbohm 1994, Kap. 7). Anhand des in derselben Region liegenden Löhne haben wir, wie erwähnt, festgestellt, dass hier auch noch in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein sozial inkludierendes Heiratsnetzwerk existierte, das Ressourcen zwischen verschiedenen Schichten zirkulieren ließ. Anhand der Patenschaftsnetzwerke erwies sich überdies, dass mit der zunehmenden Krise der Handleinenspinnerei im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts die unterbäuerlichen Haushalte ihre Beziehungen zur Oberschicht eher verstärkten. Protoindustrialisierung führte somit nicht zur Auflösung von Sozialbeziehungen zwischen den Schichten und zum gänzlichen Ausschluss der Unterschichten von kritischen Ressourcen. Klassengesellschaft und den Zugang zu knappen Ressourcen steuernde (und dadurch exkludierende) Netzwerke finden wir, wie erwähnt, stärker im durch kommerzielle Landwirtschaft geprägten Borgeln. Es bestand somit kein geradliniger Weg von der Protoindustrialisierung in die industrielle Klassengesellschaft; die durch die Hausindustrie ermöglichten Zusatz Einkommen scheinen vielmehr die bestehende Sozialstruktur stabilisiert zu haben. Unsere Befunde tragen somit zum Verständnis des in Deutschland weit verbreiteten Sachverhalts bei, dass sich ländliche Gemeinschaften, die sich auf die Herstellung von gewerblichen Exportgütern spezialisierten, trotz des Sogs von Urbanisierung und Industrialisierung bis ins späte 19. Jahrhundert aufrecht erhalten konnten.

(5) Wie denn sonst? Ländliche Ressourcenflüsse zwischen Kernfamilie, Netzwerk und Markt. Ein wichtiges Element des Projekts bestand darin, Netzwerke nicht

allein und damit isoliert zu betrachten, sondern im Kontext der Akkumulation und der Transaktion wichtiger Ressourcen zu untersuchen. Redistribution im Rahmen grundherrschaftlicher Abschöpfung und intrafamilialer Transfers, Reziprozität im Rahmen von sozialen Netzwerken sowie Marktbeziehungen lassen sich idealtypisch als drei kategorial geschiedene Formen des Austauschs darstellen. Mit dem Konzept einer Great Transformation (Polanyi) ist die Vorstellung eines einheitlichen Übergangs zum marktförmigen Austausch im 19. Jahrhundert verbunden (Polanyi 1944). Die vorliegenden Ergebnisse unterstützen demgegenüber eine in der historischen Forschung zu Deutschland insbesondere von Sabeen vertretene Sicht, dass Austauschformen vielmehr hybride sein können und dass die Marktnutzung familiäre und netzwerkbezogene Transaktionen nicht zwangsläufig substituiert, sondern dass diese Austauschformen vielmehr komplementär sein können – Märkte lassen sich z. B. dazu nutzen, um Familienstrategien besser verfolgen zu können. Unsere Analyse bäuerlicher Vermögensstrategien zeigt, dass der Übergang zur Marktgesellschaft zunächst auf Märkte für landwirtschaftliche und gewerbliche Erzeugnisse sowie Arbeitsmärkte für unterbäuerliche Haushalte begrenzt blieb. Im Zentrum der strategischen Betriebsführung von Bauern blieben jedoch die Gesichtspunkte der Ausstattung von Kindern sowie die eigene Altersversorgung über Ansprüche an den Hof nach dessen Weitergabe an die Folgegeneration. Dies belegt deutlich die in der Forschung erstmalig durchgeführte biografiebezogene Analyse von Kontenbewegungen einer Sparkasse: Mit der Volljährigkeit von Kindern stieg die Spartätigkeit mit Blick auf deren Abfindung anlässlich der Heirat an; ebenso wurde die Bank genutzt, um Einkommensbestandteile mit Blick auf nur selten mögliche Landkäufe zurückzulegen. Eine systematische Nutzung von Finanzintermediären für lebenszyklisches Sparen und Entsparen (wie es für moderne Gesellschaften nachgewiesen ist) fand nicht statt – die moderne Einrichtung der nicht netzwerkorientierten, dem Kunden Anonymität gewährenden Sparkasse wurde genutzt, um auf Transfers bezogene Familienstrategien zu benutzen. Das Aufzeigen solcher Ungleichzeitigkeiten stellt eine wichtige Grundlage für das Verständnis des spannungsvollen Übergangs zur Marktgesellschaft in den ländlichen Gebieten Deutschlands dar.

Publizierte Schriften:

Bracht, Johannes, 2006a: „Bauernbefreiung“ - Freiheit für wen und zu welchem Preis?, in: Geschichte lernen, Heft 112 (2006), S. 16-24.

Bracht, Johannes, 2006b: Reform auf Kredit: Grundlastenablösungen in Westfalen und ihre

- Finanzierung durch Rentenbank, Sparkasse und privaten Kredit (1830-1866), in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 54/2 (2006), S. 55-76.
- Bracht, Johannes, 2008a: Abschied von der hohen Kante? Zur Bedeutung der frühen Sparkassen für ländliche Kapitalmärkte und Wirtschaftsbeziehungen am Beispiel Westfalens (1830-1866), in: Spieker, Ira/ Schlenkrich, Elke/ Moser, Johannes/ Schattkowsky, Martina (Hg.): UnGleichzeitigkeiten, Dresden 2008, S. 37-60.
- Bracht, Johannes/ Fertig, Georg, 2008: Wann sich verschulden, wann sparen? Vermögensstrategien und Lebenslauf im ländlichen Westfalen des 19. Jahrhunderts, in: Gabriele B. Clemens (Hg.): Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Geschichte 1300-1900, Trier 2008, S. 177-192.
- Fertig, Christine, 2008: Kreditmärkte und Kreditbeziehungen im ländlichen Westfalen (19. Jh.): Soziale Netzwerke und städtisches Kapital, in: Gabriele B. Clemens (Hg.), Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Geschichte 1300-1900, Trier 2008, S. 161-175.
- Fertig, Christine, 2009a: Urban capital and agrarian reforms: rural credit markets in nineteenth-century Westphalia, in: Schofield, Philipp/ Lambrecht, Thijs (Hg.): Credit and the rural economy in North-western Europe, c. 1200-c. 1850, Turnhout 2009, S. 169-196.
- Fertig, Christine, 2009b: Rural Society and Social Networks in Nineteenth-Century Westphalia: The Role of Godparenting in Social Mobility, in: Journal of Interdisciplinary History XXXIX:4 (Spring, 2009), S. 497-522.

Unveröffentlicht oder Publikation in Vorbereitung:

- Bracht, Johannes, 2008b: A transition towards life-cycle-strategies? Saving in a 19th century rural Westphalian parish [Beitrag zum Savings Banks Academic Award 2008].
- Bracht, Johannes, 2009: Geldlose Zeiten und überfüllte Kassen - Vermögenstransaktionen westfälischer Bauern auf frühen Kapitalmärkten (1830-1866), Ms. Dissertation Münster 2009.
- Fertig, Christine, 2005: Social networks and agrarian resources: the access to land through social relations in 19th century Westphalia (Prussia), Paper für den ESF/SCH Exploratory Workshop 'Property rights, land market and economic growth in Europe (13th-19th century), Thonon les Bains, 13.-16. Oktober 2005.
- Fertig, Christine, 2006: Rural marriage networks and class formation: Social Networks in two Westphalian parishes (19th century), Paper, präsentiert bei der European Social Science History Conference, 22.-25. März 2006, Amsterdam, Session: Marriages and Social networks in urban context.
- Fertig, Christine, i.V.: Soziale Netzwerke in der ländlichen Gesellschaft: Familienstrategien von Bauern und Landarbeitern in Westfalen, 1750-1874, Ms. Dissertation Münster; vorauss. 2010.
- Fertig, Georg (Hg.), i.V.: Social Networks, Political Institutions, and Rural Societies (=Rural History in Europe), Turnhout: vorauss. 2009.
- Goslar, Silke, 2005: Nichteheleiche Kinder auf dem Land. Eine vergleichende Analyse zweier westfälischer Kirchspiele im 19. Jahrhundert, Magisterarbeit Münster 2005.
- Pfister, Ulrich/ Fertig, Georg, i.V.: Family patterns and income strategies in north-western Germany since c. 1750, in: Agrarian history of the North Sea area, Bd. 3: Family formation, labour and income strategies, Gent, vorauss. 2010.

Zitierte Literatur

- Brudner, Lilyan A./White, Douglas R., 1997: Class, property, and structural endogamy: Visualizing networked histories, in: Theory and Society 26 (1997), S. 161-208.
- Claverie, Elisabeth/ Lamaison, Pierre, 1982: L'Impossible Marriage. Violence et parenté en Gévaudan XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, Paris 1982.
- Fertig, Christine/ Fertig, Georg, 2005: Transfers von bäuerlichem Besitz: Westfalen im 19. Jahrhundert, in: AKA-Newsletter 17, 2005, S. 15-27
- Fertig, Georg, 2003: „Wenn zwey Menschen eine Stelle sehen“: Heirat, Besitztransfer und Lebenslauf im ländlichen Westfalen des 19. Jahrhunderts, in: Duhamelle, Christophe/ Schlumbohm, Jürgen (Hg.): Eheschließungen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts. Muster und Strategien, Göttingen 2003, S. 93-124.
- Fertig, Georg, 2004: „Faktormärkte“: Auf der Suche nach dem Bodenmarkt, in: AKA-Newsletter 15, 2004, S. 28-36.
- Fertig, Georg, 2007: Äcker, Wirt, Gaben. Ländlicher Bodenmarkt und liberale Eigentumsordnung im Westfalen des 19. Jahrhunderts, Berlin 2007.
- Lévi-Strauss, Claude, 1993: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt a. M. 1993.
- Mathieu, Jon, 1987: Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800, Chur 1987.
- Medick, Hans, 1997: Weben und Überleben in Laichingen, 1650-1900. Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte, 2., durchges. Aufl., Göttingen 1997.
- Mooser, Josef, 1984: Ländliche Klassengesellschaft 1770-1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen, Göttingen 1984.
- Polanyi, Karl, 1944: The Great Transformation, New York 1944.
- Reinhard, Wolfgang, 1979: Freunde und Kreaturen, „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen: Römische Oligarchie um 1600, München 1979.
- Reinhardt, Nicole, 2000: Macht und Ohnmacht der Verflechtung: Rom und Bologna unter Paul V. Studien zur frühneuzeitlichen Mikropolitik im Kirchenstaat, Tübingen 2000.
- Sabeau, David, 1990: Property, production, and family in Neckarhausen, 1700-1870, Cambridge 1990.
- Sabeau, David, 1998: Kinship in Neckarhausen, 1700-1870, Cambridge 1998.
- Sauermann, Dietmar, 1970: Hofidee und bäuerliche Familienverträge in Westfalen, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 17 (1970), S. 58-78.
- Schlumbohm, Jürgen, 1994: Lebensläufe, Familien, Höfe: Die Bauern und Heuerleute des osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860, Göttingen 1994.
- Segalen, Martine, 1991: Fifteen Generations of Bretons. Kinship and society in Lower Brittany 1720-1980, New York 1991.
- Stader, Ingo, 1997: Herrschaft durch Verflechtung. Perugia unter Paul V. (1605 - 1621). Studien zur frühneuzeitlichen Mikropolitik im Kirchenstaat, Frankfurt a.M. 1997.

Ulrich Pfister ist Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der WWU Münster, Christine Fertig und Johannes Bracht sind wissenschaftliche Mitarbeiter ebendort.

Projektvorstellung:

„Trachten“ in der Lüneburger Heide und im Wendland.

Kleidungsverhalten bäuerlicher Schichten und Formen seiner Repräsentation seit Ende des 18. Jahrhunderts (Arbeitstitel)

Andrea Hauser, Laura Schibbe

Grundlage des im Januar 2009 begonnenen Projekts ist die Kooperation von Universität und Museum in der Erforschung eines augenfälligen Teils materieller Kultur, der zu den frühesten Sammlungsgebieten kulturhistorischer Museen zählt, jedoch bis heute in weiten Teilen nicht wissenschaftlich erschlossen ist: den „Trachten“. Dies trifft in besonderem Maße auf die Museen in der Lüneburger Heide und im Wendland zu, die über umfangreiche und wertvolle Sammlungen verfügen, die bislang nicht systematisch erforscht sind. Parallel ist auch die Trachtenforschung für das Gebiet faktisch auf dem Stand der 1920er bzw. 1930er Jahre stehen geblieben.

Aus diesem Grund hat sich das Seminar für Materielle und Visuelle Kultur der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit vier Museen zu einer Forschungsgruppe zusammengeschlossen, um erstmalig die Kleidung bäuerlicher Schichten in Nordost-Niedersachsen kulturhistorisch-systematisch zu bearbeiten. Dies sind:

- Bomann-Museum, Celle (Direktor: Dr. Jochen Meiners)
- Museum für das Fürstentum Lüneburg (Direktor: Dr. Eckhard Michael)
- Museumsdorf Hösseringen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, Suderburg (Direktor: Dr. Horst W. Löbert)
- Rundlingsmuseum Wendlandhof Lübeln, Küsten (Direktor N.N., hier repräsentiert durch Martin Schulz, Erster Kreisrat Lüchow-Dannenberg)

Gefördert wird das Projekt vom Programm „Pro*Niedersachsen“. Der Projektzeitraum läuft von Oktober 2008 bis Dezember 2011. Die Projektleitung liegt bei Prof. Dr. Karen Ellwanger. Dr. Andrea Hauser und Gerda Engelbracht M.A. sind die

Hauptbearbeiterinnen. Die Textilwissenschaftlerin und Designerin Dr. Charlotte Giese ist für die Grafik, Fotodokumentation und Textilanalyse zuständig. Laura Schibbe M.A. wird im Projektzusammenhang eine Dissertation zu den „Trachten“ im Wendland verfassen und arbeitet als wissenschaftliche Hilfskraft im Projekt mit. Unterstützung erfährt dieses Team von den beteiligten Museumsleitungen und -angestellten sowie den WissenschaftlerInnen des Seminars für Materielle und Visuelle Kultur.

Karte: Die Untersuchungsgebiete Lüneburger Heide und Wendland (J. Bracht)

**Projekthalte, wissenschaftlicher Ansatz, Arbeitsweisen und Ziele**

„Trachten“ werden in diesem Projekt als geschlechterdifferente Kleidungsform definiert, die sich zu Beginn der Moderne in einigen ländlichen Regionen herausgebildet hat und entgegen der gängigen Meinung nur von einem Teil der bäuerlichen Bevölkerung für eine begrenzte Zeitspanne vom Ende des 18. bis ins 19. Jahrhundert getragen wurde. Bereits im 19. Jahrhundert spielten „Trachten“ eine bedeutsame Rolle in der Repräsentation einer damals neuen Verbindung von Heimat, Nation und Geschlecht bei Aristokratie und Bürgertum und gehörten zu den ersten Sammlungsgebieten kulturhistorischer Museen. Auf dieser Grundlage werden sie bis heute – derzeit zunehmend – als Bestandteil regionaler „Identität“ gepflegt.

Die im Rahmen einer Vorstudie geführten Recherchen eröffnen die These, dass die „Trachten“ in der Lüneburger Heide und im Wendland ähnliche Strukturen aufweisen und sich zugleich von den bekannten Trachtengebieten Norddeutschlands wie Scheeßel, Altes Land und Vierlande erheblich unterscheiden. Die herausragenden Merkmale sind die auffällig städtische Erscheinung sowie der nur etwa drei Generationen dauernde Zeitraum des „aktiven Trachtentragens“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Deshalb kann – dies wäre zu überprüfen – vermutlich zumindest für den größten Teil der Lüneburger Heide nicht von einer historisch und regio-

nal geschlossenen Trachtenregion gesprochen werden. Für das übrige Gebiet und insbesondere für das Wendland stellt sich die Frage, wie dort ein emblematischer Kulturraum entstehen konnte, und auch, was Fund, was Erfindung ist. Wer war an diesem Prozess beteiligt? Welche Realerfahrungen kompensieren sich darin (z.B. die ökonomische Marginalisierung des Wendlandes)? Wie steht es mit dem Austausch von Kleidungsproduktion und Handel zwischen den städtischen Zentren und dem Land?

Dies provoziert einen mehrperspektivischen methodischen Zugang: Der vorliegende, außerordentlich umfangreiche Bestand von ländlicher Kleidung in den Museen soll zunächst insgesamt erfasst und quantitativ ausgewertet werden. Die Analyse und Bearbeitung der gesammelten „Trachten“ sieht auch eine textiltechnologische Untersuchung vor. Anhand von ausgesuchten Einzelstücken und Ensembles werden Material- und Gewebestudien vorgenommen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sollen zu Fragestellungen und Erkenntnissen der Kostümgeschichte, Modetheorie sowie Wirtschafts-, Sozial- und Geschlechtergeschichte in Beziehung gesetzt werden.

Dabei werden ganz zentral die Sammlungen selbst zum Untersuchungsgegenstand. Welche Ordnungssysteme, Einschlüsse und Ausschlüsse gab es? Was wurde beispielsweise als weder interessant noch repräsentativ für die Kleidung bäuerlicher Schichten definiert? Wie sind Sammler und Sammlungen unter dem Aspekt der Intersektionalität zu beschreiben? Das Museum ist im Zusammenhang mit der Popularisierung von Wissen ein zentrales Medium. Da „Trachten“ Teil dieser Wissensgeschichte sind, gilt es zu fragen: Welches Wissen sollten „Trachten“ im Museum und für wen vermitteln?

Eine besondere Quelle für das Projekt sind unter anderem zwei Fotoalben aus den Jahren 1865 und 1866. Sie dokumentieren den Besuch von König Georg V. von Hannover 1865 im Wendland und stellen somit ein Zeugnis von „Nationaltrachten“ und der Repräsentation von Herrschaft und Region dar. Wie verhält es sich jedoch mit der Repräsentation der „Trachten“ durch die Heimat(schutz)bewegung im Anschluss? Welches Bild über das Landleben und Beschreibungen über das Trachten-tragen entstehen in der Literatur und Heimatmalerei? Welche Vorstellung von „Tracht“ evozieren sie und ist dies mit den vorliegenden Sachquellen in Übereinstimmung zu bringen?

Darüber hinaus wird gefragt, unter welchen historischen und politischen Konstellationen die „Trachten“ gerade im Wendland – im Vergleich zur übrigen Lüneburg-

er Heide – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine „Tradierung“ durch die Heimatbewegung erfuhren, die zur Gründung von Trachtenvereinen führte und bis heute Bezugspunkt von „Trachtenpflege“ ist.

Erwartete Ergebnisse und Transfer

Die Recherchen werden durch regelmäßige halbjährliche Arbeitssitzungen vorgestellt und gemeinsam mit externen ExpertInnen diskutiert. Es wird interdisziplinär diskutiert und die Expertise unterschiedlicher kulturwissenschaftlicher Disziplinen eingeholt. VertreterInnen von Europäischer Ethnologie/ Empirischer Kulturwissenschaft, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kunstgeschichte, Archäologie, Textilherstellung und Design, Textilchemie und Restaurierung, Museologie und Gedächtnistheorie, den Gender- und Visual Studies sowie Körpergeschichte sind daran beteiligt.

Die Projektmethoden und -ergebnisse sollen nicht nur eine Forschungslücke füllen, sondern neue Impulse für die „Trachtenforschung“ liefern. Dies kann die Grundlage für eine Neuorientierung der beteiligten Museen im Hinblick auf den Umgang mit ihren reichhaltigen Trachtensammlungen sein. Es ist deshalb geplant, die wissenschaftlichen Ergebnisse nach Abschluss des Projekts in Ausstellungen umzusetzen und in weiteren Museumsveröffentlichungen einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Darüber hinaus gibt es eine Abschlusstagung im Herbst 2011, auf der die Ergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Nach Abschluss der ersten Arbeitsphase im Bomann-Museum in Celle im Januar dieses Jahres hat sich bestätigt, dass es sich bei dem vorliegenden Forschungsprojekt primär um die Geschichte der „Tracht“ als Museumsgeschichte handeln kann. Die Sammlung des Bomann-Museums in Celle wurde systematisch auf ihre Geschichte und Struktur, die Dokumentations- und Präsentationspraktiken untersucht, ähnlich wie dies Claudia Selheim für die Trachtensammlung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg durchgeführt hat. Auf der Grundlage der Erfassung des Bestandes ländlicher Kleidungsstücke in einer Datenbank mithilfe des Datenbanksystems ADLIB zeigte sich, dass dieser sich aus zwei Sammlungsbeständen zusammensetzt: dem Altbestand und einer in den 1980er Jahren angekauften privaten Trachtensammlung. Die Sammlung des Altbestandes begann bereits mit Gründung des ersten Museumsvereins 1877 und wurde unter der Federführung Wilhelm Bomanns (1848-1926) mit der Eröffnung des sogenannten „Volkstrachtensaal“ in dem neu eröffneten

Museumsgebäude 1907 zu einem ersten entscheidenden Abschluss gebracht. Sie beinhaltet Kleidungsstücke aus dem Hannoverschen Wendland, aus Kirchwerder (Vierlande), aus der näheren Umgebung von Celle, aus Scheeßel sowie aus der Wittinger Gegend, zum Teil aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein breites Netzwerk von Akteuren – Sammler, Händler, bäuerliche Anbieter – waren in die Sammlung involviert. Die genauere Untersuchung dieses Netzwerks verspricht nicht nur Aufschluss über den „Kleidermarkt“ Ende des 19. Jahrhunderts, sondern auch über die „Authentizitätsvorstellungen“ der Sammler und über ihr Verhältnis zum „Land“.

Es wird zu überprüfen sein, wie sich die Sammlungsstrategien unter Bomanns Nachfolger fortsetzten oder verlagerten. Nach einer ersten Sichtung der Zugangsbücher kann vermutet werden, dass sich zumindest die Sammlungsregion sukzessive erweiterte. Diese Tendenz findet ihren Höhepunkt in dem Erwerb des zweiten Sammlungsbestandes, der privaten Sammlung Annemargaret Taake aus Eschede-Weyhausen, den die Stadt Celle für das Museum 1983 tätigte. Er umfasste 2.109 Stücke, vorwiegend Kleidungsstücke, einige Schmuckstücke und sonstiges Zubehör aus den Trachtenlandschaften Schleswig-Holsteins, Niedersachsens, Hessens, Thüringens, Frankens, Württembergs und Badens sowie den angrenzenden deutschsprachigen Ländern, wobei die Lüneburger Heide und das Wendland nur mit wenigen Stücken vertreten ist. Die Objekte wurden durch Frau Taake vornehmlich im Antiquitätenhandel erworben, so dass vielfach eine Trägerprovenienz nicht vorhanden ist. Nur wenige Stücke waren ursprünglich zusammengehörig. Während der Altbestand zentral die Untersuchungsregion des Projektes berührt, finden sich also in der Sammlung Taake nur wenige diesbezügliche Stücke.

Um Antworten auf die Frage zu finden, ob sich das reale Kleidungsverhalten der ländlichen Bevölkerung in der Sammlung des Bomann-Museums repräsentiert, haben wir erste Quellen auf Informationen über Produktion und Handel der Materialien, vor allem aber auf Informationen über das reale Kleidungsverhalten der ländlichen Bevölkerung gesichtet und zum Teil ausgewertet. Neben den vorhandenen Bildzeugnissen waren das im Einzelnen Historische Landesbeschreibungen, Archivalien in Celle (Kreis- und Stadtarchiv), im Hauptstaatsarchiv Hannover aber auch heimatkundliche Beschreibungen einzelner Ortschaften. Darin fanden sich erste Divergenzen zwischen dem Kleidungsbestand im Bomann-Museum und der alltäglich praktizierten Kleidungsweise, die es weiter zu verfolgen gilt. Es ist davon auszugehen, dass weitere Aspekte zum Thema Produktion und Konsumption während der

Forschungsarbeiten in den drei anderen Projektmuseen sowie Recherchen in den jeweiligen Archiven das bisher fragmentarische Bild weiter vervollständigen.

Dr. Andrea Hauser und Laura Schibbe M.A. sind Mitarbeiterinnen des beschriebenen Projektes an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Adelsherrschaft im Werreraum:

Das Gericht Boyneburg im Prozess der Grundsteinlegung frühmoderner Staatlichkeit (Ende des 16. - Anfang des 18. Jahrhunderts) – eine Zusammenfassung –

Thomas Diehl

Die Frage nach der Durchsetzung moderner Staatlichkeit ist für die Historiographie früher wie heute ein großes Thema. Die hier vorgestellte, von Werner Troßbach betreute und im Mai 2010 in der Druckfassung erscheinende Dissertation behandelt dieses im Rahmen einer Mikrostudie, das Herrschaftsgebiet der v. Boyneburg betrachtend, eines der in der Frühen Neuzeit bedeutendsten Adelsgeschlechter der Landgrafschaft Hessen-Kassel. Auf diese Weise wurde zugleich ein lokal- und landesgeschichtlicher Lückenschluss vollzogen.

Auf der Basis einer detaillierten Darstellung der Grundlagen der boyneburgischen Herrschaft wurde die Frage der Staatwerdung unter übergreifenden, vergleichend angelegten Gesichtspunkten in einen kleinen Raum hinein verfolgt. Hierzu war eine genaue Analyse des Dreiecksverhältnisses Fürst – Adel – Untertanen notwendig.

Durch die vor allem von Oestreich initiierte und geprägte Absolutismusforschung ist gegenwärtiger historiographischer Konsens, dass die Obrigkeiten zwingend auf die Kooperation der Untertanen angewiesen waren, sodass sich der Staatwerdungsprozess nicht als ein allein von oben oktroyierter Prozess verstehen lässt. Während die „ostelbische“ Gutsherrschaft in diese Überlegungen umfassend einbezogen wurde, blieb die Rolle des Niederadels im Westen des Alten Reichs jedoch bisher unberücksichtigt, auch und vor allem weil dieser unter einer historiographischen Marginalisierung auf den Bereich Grundherrschaft leidet. Die Herrschaft im Gericht Boyneburg jedoch lässt sich weder der ostdeutschen Gutsherrschaft noch der westdeutschen Grundherrschaft zuordnen. Die Herrschaft der v. Boyneburg über ihr Gericht war territorialer Natur. Sie war weder allein auf Grundherrschaft beschränkt noch die Folge einer im Bündnis mit dem Fürsten bewerkstelligten Gutsbildung, sondern eine Institution historisch gewachsenen eigenen Rechts.

Mit der Herrschaft über ein in definierten Grenzen liegendes Territorium mitsamt aller sich dort aufhaltenden Menschen überwand die adeligen Herren mittelalterliche, primär personal verstandene und praktizierte Herrschaftsformen. Die v. Boyneburg hatten bereits mit Beginn des Untersuchungszeitraums die territoriale Hoheitsgewalt über ihr Gericht Boyneburg inne und damit das konstitutive Element moderner Staatlichkeit, welches sie bis zum Dreißigjährigen Krieg gegen die Landgrafschaft umfassend behaupteten. Dazu rezipierten und adaptierten die adeligen Herren juristische Lehren, die originär auf fürstliche Herrschaft ausgerichtet waren, und integrierten diese mutatis mutandis in die eigene Herrschaftslegitimation. Semantische Verdichtung fand dieses in dem von ihnen bereits Ende des 16. Jahrhunderts verwendeten Begriff der „Hoheit“, dem deutschen Äquivalent zum 1648 geprägten Schlüsselbegriff der superioritas territorialis. Die Landgrafschaft erkannte die territoriale Herrschaft der v. Boyneburg über ihr Gericht prinzipiell an, zunächst de facto, mit einem 1602 geschlossenen Grundlagenvertrag auch de iure. Die adeligen Herren ihrerseits legitimierten ihre Herrschaft nach innen, indem sie die Untertanen vor fürstlichen Ansprüchen weitgehend abschirmten und schlossen damit faktisch ein Bündnis mit diesen gegen das Fürstentum. Das Gericht Boyneburg war zwar ein Teil der Landgrafschaft – ein Teil jedoch, über den der Landgraf nicht herrschte.

Unter diesen Bedingungen konnte es gar nicht die Landgrafschaft sein, die hier für den Staatwerdungsprozess verantwortlich zeichnete. Dass auch lokale, nicht-fürstliche Gewalten staatliche Strukturen reproduzierten und schufen, ist bisher geschichtswissenschaftliches Neuland. „Staatwerdung“ und „Territorialstaat“ (wie die fürstlichen Herrschaften für die Frühe Neuzeit oft und gerne bezeichnet werden) sind keine Geschwister, zumal diese Titulierung der Landgrafschaft von der lokalen Perspektive des adeligen Herrschaftsgebietes aus unzutreffend ist.

Und so waren es die adeligen Herren, die in ihrem Herrschaftsgebiet weitere Schritte im Staatwerdungsprozess initiierten – Maßnahmen, die auf der Bühne herrschaftlicher Selbstdarstellung auch und gerade gegen die insbesondere seit der Regentschaft Moritz des Gelehrten expandierenden fürstlichen Ansprüche gerichtet waren: In ihren Policyordnungen von 1591 und 1604, in denen sich implizit der Verrechtlichungsprozess manifestierte, formulierten sie ihre Ansprüche auf das Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit sowie auf das Primat positiv gesetzten Rechts. Sie trafen dabei jedoch auf Dorfgemeinden, die ihrerseits an tradierten, sich vor allem in autonomen Sanktionskompetenzen und -mitteln ausdrückenden Selbstverwaltungsrechten festhielten. Erst in einem gegen die kleine Gemeinde Ritt-

mannshausen ausgetragenen, eskalierenden Konflikt gewannen die v. Boyneburg den Kampf um die Normenautorität und setzten ihre Ansprüche 1619/20 ostentativ durch. Die Rittmannshäuser wiederum bewiesen, dass die Untertanen, ohne unmittelbare Einflussnahme von Juristen, den zeitgenössischen juristischen Diskurs rezipierten. „Bartolus vndt Baldus wissen nicht wo vnserer gelholze gelegen sein“, so argumentierten sie, nachdem die v. Boyneburg auf Basis der von Baldus und Bartolus entwickelten Lehre der sich auf Gerichtsbarkeit gründenden Territorialgewalt in den gemeindeeigenen Wald der Rittmannshäuser eingedrungen waren und ihr Vorgehen anschließend als legitime Deduktion ihrer territorialen Herrschaft darstellten. Die Äußerung belegt, wie weit die grundlegenden Ideen der Staatstheorie in das Bewusstsein der Untertanen vorgedrungen waren. Gleichwohl standen sie diesen Ansprüchen ablehnend gegenüber, da solche nolens volens den tradierten Rechten der Dorfgemeinden Abbruch taten.

Entstehungsgeschichte und Inhalt der Ordnung von 1604, die durch unmittelbare Beteiligung der Untertanen entstanden sowie durch eine im Vergleich zu ersten Ordnung von 1591 realitätsnahe Ordo-Evolution der Normen gekennzeichnet war, sowie die gewaltsame Niederwerfung der Rittmannshäuser durch die erzwungene Kooperation anderer Untertanen belegen dabei die hohe Konsensbedürftigkeit der Adels Herrschaft. Sie beruhte auf den beiden Säulen der lokalen Kopräsenz der Adligen sowie der „Herrschaft mit Bauern“ (Heide Wunder). Sie war in hohem Maße von Konsens und Partizipation der Untertanen abhängig, da der herrschaftlich-administrative Apparat nur sehr gering bemessen und kaum differenziert war.

Die Untertanen waren unter den lokalen, spezifischen Bedingungen mit einem hohen Maß autoritativer Ressourcen ausgestattet. Bis zum Dreißigjährigen Krieg jedoch hatten sie keinen Anlass, die tradierte Reproduktion ihrer Beherrschung zu hinterfragen. Erst die existentielle Krisenerfahrung des Krieges sorgte für einen Bruch in der Ausübung der routinisierten Praktiken. Die v. Boyneburg waren, genau wie der Landgraf, nicht in der Lage, ihr herrschaftslegitimierendes Versprechen von Schutz und Schirm zu erfüllen. Da sie angesichts ihrer lokalen Kopräsenz aber unter einem ungleich höheren Rechtfertigungsdruck standen, delegitimierten die Kriegsereignisse und -folgen ihre Herrschaft. Die Untertanen kündigten punktuell, mit Gewaltanwendung gegen die adeligen Ansitze gleichwohl unmissverständlich ihren Konsens auf, sodass die boyneburgische Herrschaft während des Krieges implodierte. Zu deren Neuaushandlung suchten die Adligen fortan das Bündnis mit dem Landgrafen, gegen den sie ihre Herrschaftsansprüche zuvor vehement verteidigt hatten.

Karte: Das Gericht Boyneburg im Osten der Landgrafschaft Hessen (J. Bracht)



Während dieser nun als Garant der Adels Herrschaft auftrat, wurde das mehrere Elemente von Staatlichkeit aufweisende Gericht Boyneburg unter Aufgabe der bisherigen weitgehenden Autonomie in den übergeordneten Territorialstaat integriert. Adelige Eigenmacht und fürstliche superioritas territorialis wurden gleichwohl von beiden Seiten explizit anerkannt und gingen eine Symbiose ein. Adels Herrschaft und Fürsten Herrschaft wirkten fortan komplementär.

In Anbetracht der spezifischen Strukturmerkmale der boyneburgischen Adels Herrschaft vollzog sich die Grundsteinlegung frühmoderner Staatlichkeit mit ihren Elementen der Territorialisierung von Herrschaft, der Monopolisierung legitimer physischer Gewalt, der zunehmenden Verrechtlichung und des beginnenden Rechtspositivismus zum einen durch das Agieren der v. Boyneburg, die im Gericht Boyneburg die initiierenden Subjekte des Staatwerdungsprozesses waren. Zum anderen lässt sich der Prozess der Staatwerdung gleichwohl nicht als einseitiger, obrigkeitlich oktroyierter Vorgang beschreiben und verstehen. Das hohe Maß an Konsensbedürftigkeit ließ die Untertanen zu einem konstitutiven Faktor dieses Prozesses werden. Und so waren es auch sie, die die v. Boyneburg im Zuge des Dreißigjährigen Krieges dazu zwangen, ihre teilautonome Position aufzugeben und sich de iure und de facto der Landgrafschaft Hessen-Kassel zu unterwerfen, die erst jetzt auch aus der lokalen Perspektive zu einem dem Gericht Boyneburg tatsächlich übergeordneten „Territorialstaat“ wurde.

Die Ausbildung der wesentlichen Elemente moderner Staatlichkeit war nicht gegen oder ohne die Untertanen, sondern insbesondere im Gericht Boyneburg nur mit ihnen möglich – sie verlief nicht über ihre Köpfe hinweg, sondern durch ihre Köpfe hindurch.

Thomas Diehl, Badegasse 34, 37293 Herleshausen.

Lois Hechenblaikner: Hinter den Bergen,
Edition Braus, Heidelberg 2009, 120 S., 29,90
EUR, www.hechenblaikner.at
 rezensiert von Bernd Hüttner, Bremen

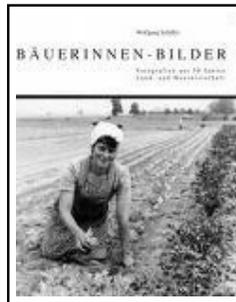
Der in Tirol aufgewachsene Fotograf Lois Hechenblaikner hat in seinem Fotoband die vergangene Welt der alpinen Agrarkultur mit seinen Fotos konfrontiert. Je zwei Fotos liegen in einer Doppelseite gegenüber. Links die Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus dem Fundus von Armin Kniely, der zwischen 1936 und 1970 Fotos von Siedlungen und Bauten, aber auch von Festen und bäuerlicher Arbeit in Tirol machte. Jene von Hechenblaikner sind in Farbe, stammen aus der heutigen Zeit und zeigen die dem Massentourismus unterworfenen Alpen in all ihrer Monströs- und auch Perversität.

Das Verbindende ist das Auftauchen einer geografischen Form oder einer optischen Ähnlichkeit in beiden Bildern: Ist links ein bäuerlicher Viehmarkt abgebildet, ist rechts ein Autoparkplatz zu sehen; wird links Mist ausgebreitet, so werden rechts Bierflaschen eingesammelt. Führt links ein Hirte eine Schafherde an, so huldigt rechts das Publikum einem volksmusikalischen Prominenten.

Die Spannung zwischen den Fotografien resultiert daraus, dass die Bilder jeweils „einseitig“ oder „übertrieben“ sind, war die bäuerliche Welt doch nicht so idyllisch und ist die Gegenwart nicht nur so grell, wie es hier dargestellt wird. Wer die Bilder länger betrachtet, wird bemerken, dass „Hinter den Bergen“ vom Dialog zwischen ihnen lebt. Sie zeigen jedenfalls eindringlich die Veränderung, die die Alpen und die in ihr tätigen Menschen erfahren haben.

Wolfgang Schiffer: Bäuerinnen-Bilder. Fotografien aus
50 Jahren Land- und Hauswirtschaft. Hg. von Josef Mangold
und Gisbert Strottdrees. Landwirtschaftsverlag
Münster 2008, 120 S., 102 Abb., 19,95 EUR.
 rezensiert von Anke Sawahn, Hannover

Ist es wirklich erst 40 Jahre her, dass Waschmaschinen, Kühl- und Gefrierschränke in die bäuerlichen Haushalte Einzug hielten? Kamen Bäuerinnen erst in den 1970er Jahren in den Genuss von arbeitserleichternden Haushaltsgeräten wie Elektroherd, Wasserboiler, Wäscheschleuder, Fleischwolf, Staubsauger und Brotschneidemaschine? Ja, auf dem Lande klafften gegenüber den Städ-



ten vielfach Lücken in der Elektrifizierung.

Die hochfliegenden Versprechungen der Nationalsozialisten zur technischen „Aufrüstung des Dorfes“, um alle Landhaushalte mit Elektrizität, fließendem Wasser und sanitären Anlagen zu versorgen, blieben Worthülsen und schöne Bilder, denn Rüstung und Krieg verschlangen alle Mittel. Statt elektrisch kochen zu können, wurde zu Beginn des Krieges 1939 für Kochkisten geworben. Zur Erfüllung der Pflichten in der „Ablieferungsschlacht“ erhielten die Landfrauen zur angeblichen Arbeitserleichterung immer neue Merkblätter, die in Wirklichkeit knappe Ressourcen und fehlende Arbeitskräfte durch doppelte Körperkraft, Handarbeit und Improvisation verschleiern sollten.

Erst im Wirtschaftswunderland Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren war es soweit. Bis in die 1980er Jahre holten die bäuerlichen Betriebe den Rückstand gegenüber städtischen Haushalten auf, zumindest mit praktischen Großgeräten wie Gefriertruhen und Wäschetrocknern. Und die Landfrauen ließen sich voll stolz an ihren neuen Apparaten und modernen Maschinen von dem Agrarjournalisten Wolfgang Schiffer fotografieren. Nur noch ihre Schürze war Beweis ihrer Arbeit. Aussagekraft und Botschaft von Schiffers Fotografien in dem hier vorgestellten Bildband bezeugen den Umbruch im ländlichen Arbeits- und Familienleben in Westdeutschland.

Wolfgang Schiffer (*1927 - †1999) hinterließ eine Fotosammlung von 10.000 Schwarz-Weiß-Filmen mit 360.000 Einzelmotiven und 600.000 Papierabzügen, die erst allmählich erschlossen wird. Es sind Pressefotografien aus der Feld-, Hof- und Hauswirtschaft, die den Wandel in der Landwirtschaft spiegeln und jeweils aktuelle Situationen illustrieren sollten. Deshalb fehlen bei vielen Aufnahmen Daten, Personen- und Ortsangaben; sie können als Bildquelle nur ungefähr eingeordnet werden. Bereits der erste, 2001 erschienene Bildband über Bauern machte aber die hohe Authentizität und Qualität dieser Bildzeugnisse deutlich.

Fast war es überfällig, dass nun auch die Bäuerinnen „dran“ sind, denn ein bäuerlicher Betrieb ohne Frau ist kaum denkbar. Schon 1930 schrieb die keineswegs als Frauenrechtlerin agierende Landfrauen-Präsidentin Gertrud v. Bredow keck: „Eine Frau kann ohne einen Mann einen landwirtschaftlichen Betrieb leiten, ein Mann auf einer kleinen Wirtschaft ist ohne Frau hilflos.“

Bäuerinnen beim Füttern und Melken im Stall, hinterm Ochsespann und auf dem Trecker, beim Pflanzen und Ernten, beim Markthandel und auf Verkaufstour – ein breites Spektrum an genuin weiblichen, aber auch Männern vorbehaltenen, von Frauen geleisteten Arbeiten sind auf 102 großformatigen Schwarz-Weiß-Fotografien zu sehen. Es tut dem Auge gut, auch auf Grautönen ausruhen zu können, nachdem das Bauernleben im Fernsehen („Bauer sucht Frau“) knallbunt verkitscht zu Soaps verkommt. Der Nuancenreichtum von Schiffers grau-weiß-schwarzer Ästhetik erschließt eine Realität hinter den gezeigten Motiven und ermöglicht den Gedanken

freien Lauf. Dagegen wirken manche der knappen Bildunterschriften einfallslos.

Die informativen Begleittexte von Gisbert Strottdrees, Monika Kania-Schütz und Ira Spieker sind unverzichtbar; sie widmen sich klar gegliedert (Haus – Hof – Stall – Feld – Selbstvergewisserung) der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, den festgeschriebenen oder sich verändernden Geschlechtsrollenbildern, emanzipatorischen Fortschritten in der ländlichen Frauenarbeit und der Arbeitsbelastung in Haus und Stall, im Garten und auf dem Feld. Mitherausgeber Gisbert Strottdrees zeigt in zwei Aufsätzen die sich neu entwickelnde Landfrauenrolle, Bildungs- und Ausbildungsbemühungen und das Selbstverständnis der Bäuerinnen. Statistisches Material belegt den technischen Fortschritt in den Landhaushalten. Aber: Die elektrischen Hilfsgeräte machten aus der Bäuerin „Bauers Frau“, Hausfrauen, die mehr im Haushalt arbeiteten als für ländliche Gartenprodukte oder die Kleintierhaltung. Das in der Weimarer Republik einst breit gefächerte Professionsangebot verengte Bäuerinnenarbeiten im Wirtschaftswunder der 1950er Jahre auf das normative Szenario der Familienarbeit. Trotz Qualifizierung und Professionalisierung blieb das weibliche Rollenbild der Hauswirtschaft verhaftet.

Bäuerinnenarbeiten wie Füttern und Melken führten durch Technisierung und Automatisierung zu neuen Fütterungsmethoden und zu Melkmaschinen bei der Viehhaltung. Mechanisierung bei den einst von Männern geleisteten Arbeiten auf dem Feld und der Strukturwandel eröffneten Frauen neue Arbeitsfelder. Höfesterben und Arbeitskräftemangel brachten vor allem Kleinbäuerinnen in Nebenerwerbsbetrieben Mehrbelastungen ein und waren dennoch ein emanzipatorischer Fortschritt. Wie Ira Spieker aufzeigt, äußerten sie sich trotzdem zufrieden über ihr selbstbestimmtes Wirtschaften in der Natur, mit Pflanzen und Tieren und nicht zuletzt wegen der Einheit von Arbeitsplatz und Familie.

Josef Mangold entwirft in seinem Text ein Porträt des Fotografen als „Auge der Landwirtschaft“. Gewiss, es ließe sich mehr sagen zur Ikonografie, zum Quellenwert, zur Auswahl und Anordnung der Bilder. Kritisch zu fragen bleibt, warum vom Layout alle Abbildungen wie schon in den „Bauern-Bildern“ mit Trauerrand versehen wurden. Manche Motive reizen nämlich zum Lachen - wie die Models vom Lande bei einer Modenschau oder die mimische Besserwisserei von Männern. Die wertvolle Publikation schließt anschaulich eine Lücke auf dem Gebiet der weiblichen Arbeitstradition auf dem Lande, auf dem es noch etliches zu erforschen gilt.

Neues DFG-Projekt zur sächsischen Agrarentwicklung 1750-1880

Seit Oktober 2008 läuft das DFG-Projekt „Das Wachstum der sächsischen Landwirtschaft 1750-1880“. Antragsteller war Michael Kopsidis vom Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa (IAMO/ Halle (Saale)) zusammen mit Ulrich Pfister vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Mitbetreut wird das Projekt von Georg Fertig vom Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Das Projekt läuft über drei Jahre.

Sachsens Landwirtschaft galt im 18. und 19. Jahrhundert als die mit Abstand produktivste und fortschrittlichste in Deutschland. Ziel des Projektes ist die Analyse des Wachstums der sächsischen Landwirtschaft 1750-1880 durch die Schätzung von Produktionsfunktionen auf kleinräumig desaggregierter Basis. Das Wachstum des Agrarsektors in Sachsen in der fraglichen Zeit soll auf diese Weise in die Komponenten des wachsenden Faktoreinsatzes, der Veränderung regionaler Arbeitsteilung bzw. des Strukturwandels sowie des agrartechnischen Fortschritts zerlegt werden. Eine solche Analyse liegt für den deutschsprachigen Raum bisher nur für Westfalen 1830-1880 vor. Mit Blick auf die internationale Forschung beansprucht die Berücksichtigung des Strukturwandels bzw. der regionalen Arbeitsteilung einen theoretisch hoch relevanten Innovationsgehalt. Erstmals kommen hierbei Translog-Produktionsfunktionen in der Analyse neuzeitlicher Agrarent-

wicklungsprozesse zum Einsatz. Nur auf diesem Weg lässt sich untersuchen, ob in Sachsens Landwirtschaft ein krisenhaftes „Boserupsches Verarmungswachstum“ vorlag mit steigender Gesamterzeugung bei abnehmendem Pro-Kopf-Einkommen.

Auf kleinregionaler Ebene soll für den Untersuchungsraum die Struktur der lokalen Agrarproduktion mit der Entwicklung der lokalen Nachfrage verglichen werden. Dies erlaubt eine vertiefte Beschreibung der regionalen Arbeitsteilung sowie des Ausmaßes, mit dem die lokale Agrarproduktion auf steigende Nachfrage mit einer Ausweitung der Subsistenzproduktion reagiert hat. Dieser Arbeitsschritt leistet eine teilweise Erklärung des sächsischen Strukturwandels und stellt gleichzeitig eine Voraussetzung für den nächsten Arbeitsschritt dar.

Auf Basis monatlicher und jährlicher Getreidepreisreihen soll für zahlreiche sächsische Städte die Entwicklung der Marktintegration im untersuchten Zeitraum nachgezeichnet werden. In theoretischer Sicht stellt die Zunahme der Marktintegration die Haupterklärung für regionale Spezialisierung und daraus folgende Produktivitätsgewinne dar. Unter Rückgriff auf die anderen Projektergebnisse soll diese Hypothese unter Anwendung ökonomischer Verfahren überprüft werden.

Das Projekt dient auch dem Ziel, eine der führenden deutschen Wirtschaftsregionen wiederzuentdecken, deren historische Bedeutung im Zuge der gegenwärtigen strukturellen Krise Ostdeutschlands oft vergessen wird.

Michael Kopsidis, Halle

„Alles fließt. Kulturgeschichte des Wassers“ - Ein Ausstellungsprojekt im Museumsdorf Cloppenburg

Mit dem Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt „Alles fließt“ wollen sieben Museen und Kultureinrichtungen des Oldenburger Landes (Museumsdorf Cloppenburg, Schlossmuseum Jever, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg, Stadtmuseum Oldenburg, Staatsarchiv Oldenburg, Oldenburgisches Staatstheater) Wasser als kulturgeschichtliches Phänomen aus überwiegend regionalhistorischer Perspektive beleuchten, um so seine Bedeutung in der Landschaft, in der Architektur, in der Sach- und Alltagskultur, in Sprache und in Mythen deutlich werden zu lassen. Unterschiedliche Begleitprogramme runden das dezentral angelegte Projekt ab, das zwischen Mai und Oktober 2010 durchgeführt wird.

Das Museumsdorf Cloppenburg befasst sich in diesem Projekt schwerpunktmäßig mit dem Thema „alltägliches Wasser“. Dabei wird die Perspektive der Menschen eingenommen. Sie und ihre Objekte stehen im Fokus, eingebunden in die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Dazu zählt, dass im Nordwesten mit seinem hoch anstehenden Grundwasser, dem Brackwasser an der Küste und dem verdreckten Brunnenwasser in Geest- und Moorgebieten trinkbares Wasser mühsam erarbeitet werden musste. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts dauerte es auf dem

Land, bis sich eine zentrale Wasserversorgung durchsetzte. Hier wie in der Stadt kam mit dem Wasserhahn die Wasserverschwendung auf. Die Magie des Wassers verlor sich, die Freude am Baden und anderen Formen des Wassersports halten sich unvermindert.

Die Entwicklung der Bodenrenten vom 16. zum 20. Jahrhundert. Ein Forschungsprojekt an der Uni Münster

In diesem im Januar 2010 begonnenen Forschungsprojekt soll ein Beitrag zur Agrarökonomie der Neuzeit geleistet werden. Das Vorhaben untersucht die langfristige Entwicklung der realen Bodenrente in Westfalen von ca. 1500 bis 1914. Basis dafür sind Zeitpachtverträge über einzelne Parzellen zwischen Gutsbetrieben und Bauern, die in langen Serien von Rechnungen westfälischer Gutskomplexe überliefert sind. Geleitet wird das Projekt von Georg Fertig und Ulrich Pfister, Hauptbearbeiter und Koordinator ist Johannes Bracht.

Erstes Ziel ist die Gewinnung einer Zeitreihe der realen Bodenrente in Westfalen zwischen dem 16. und dem frühen 20. Jahrhundert. Hauptsächliche Grundlage bilden Neuabschlüsse von Pachtverträgen zwischen Gutsbetrieben und Bauern. Die jeweiligen Pachtzinse werden als Marktpreise für den Einsatz des Produktionsfaktors Boden gewertet. Marktpreise wiederum spiegeln Produktivitätsfortschritt wider und können daher zu dessen Ermittlung verwendet werden. Um Inflationseffekte auszuschließen werden Preisreihen gängiger Agrarprodukte erhoben, auf deren Grundlage die Pachtzinse deflationiert werden.

In erster Linie auf dieser Datengrund-

lage verfolgt das Vorhaben als zweites Ziel die Erarbeitung von Antworten auf folgende Forschungsfragen:

(1) Es wird geprüft, ob es schon vor dem frühen 19. Jahrhundert im Agrarsektor einen nachhaltigen Produktivitätsfortschritt gab.

(2) Die Analyse des Verlaufs der Produktivitätsentwicklung im 19. Jahrhundert soll einerseits den zeitlichen Anschluss an Schätzungen des Volkseinkommens und der Agrarproduktivität herstellen, die für das spätere 19. Jahrhundert bereits vorliegen. Andererseits wird dank der erwartbar höheren Datendichte eine Isolierung der Wirkungen von institutionellem Wandel (Grundlastenablösung, Gemeinheitsteilungen, Separationen), agrartechnischem Fortschritt und Marktintegration auf die landwirtschaftliche Produktivität angestrebt.

(3) Die Bodenrente ist als wichtige Komponente sowohl des persönlichen als auch des Volkseinkommens zu untersuchen. Ergänzt um Daten zur langfristigen Entwicklung der Nutzfläche wird angestrebt, die funktionale Einkommensverteilung vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert auf der gesamtdeutschen Ebene präziser zu fassen.

(4) Schließlich sollen vertragstheoretische Gesichtspunkte der Vergabe von Pachtverträgen analysiert werden, um das institutionelle Umfeld von Pachtverträgen, das Pachtgegenstand und Pachthöhe beeinflussen kann, mit zu berücksichtigen. Die von Gutsherren zwischen den Alternativen Pacht vs. Eigenwirtschaft und Pachtvergabe an Freie vs. Eigenbehörige (Leibeigene) gewählten Lösungen sind dabei auf der Grundlage eines vertragstheoretischen Vergleichs zwischen Gutsbetrieb und bäuerlichem Familienbetrieb zu untersuchen. Empi-

risch gilt es vor allem den Zusammenhang von Vertragstyp und Nutzungsform der jeweiligen Parzelle sowie den Zusammenhang von Pachtbeziehungen und anderen Beziehungen (Eigenbehörigkeit als Verbindung von Grund- und Leihherrschaft; Meierrecht als Verwaltung eines im herrschaftlichen Eigentum stehenden Gutes durch persönlich freie Bauern) zu untersuchen.

Sach- und Schriftkultur von bäuerlich-bürgerlichen Eliten in den friesischen Marschen

Die Geschichte und Kultur bäuerlich-bürgerlicher Eliten in Norddeutschland untersucht ein neues Kooperationsforschungsprojekt mit dem Titel „Hinter dem Horizont...“ - Bäuerlich-bürgerliche Eliten in den friesischen Marschen und den angrenzenden Geestgebieten. Dokumentation, Erforschung und Präsentation des Bestandes an Sach- und Schriftkultur (2. Hälfte 17. bis 1. Hälfte 19. Jahrhundert)“. Beteiligt sind Forscher des Schlossmuseums Jever und des Museumsdorfs Cloppenburg, sowie des Staatsarchivs Oldenburg und des Instituts für Geschichte an der Universität Oldenburg.

Gefördert wird das Projekt von dem 2008 von der Volkswagen-Stiftung eingerichteten Programm „Forschung in Museen“, mit dem die Forschungsarbeit der kleineren und mittleren Museen gestärkt werden soll.

Kontakt: Prof. Dr. Uwe Meiners, E-Mail: umeiners@museumsdorf.de und Prof. Dr. Antje Sander, E-Mail: a.sander@schlossmuseum.de.

„Agrarium“ - Neues agrar- und ernährungsgeschichtliches „Science Center“ nahe Hamburg

Der Landkreis Harburg und das Freilichtmuseum am Kiekeberg verwirklichen im Freilichtmuseum das „Agrarium“ - ein Museum und Schaumagazin zur Land- und Ernährungswirtschaft. Auf ca. 3.000 m² Ausstellungsfläche wird bis Mai 2012 eine neue Präsentation zur Herkunft der Nahrungsmittel in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entstehen.

Das Konzept des landwirtschaftlichen Science Centers ist neu:

Auf spielerische Weise werden Funktionen und Besonderheiten der Objekte veranschaulicht. Hiermit wird für die klassischen Zielgruppen Kinder und Familie aber auch für Jugendliche und interessierte Laien eine besondere Erschließung des bewahrten Kulturgutes geschaffen. Gemäß heutigen Bedürfnissen können im Sinne von „hands on“ und „minds on“ handgreifliche Erlebnisse und Erkenntnisse gewonnen werden. Besuchern wird der bisher nicht ausgestellte Teil der Sammlung zugänglich gemacht. Es kann so museales Sammeln vermittelt werden.

Das Freilichtmuseum am Kiekeberg im Landkreis Harburg liegt direkt an der südlichen Hamburger Stadtgrenze inmitten des Regionalparks Rosengarten und besitzt mit jährlich rund 250.000 Besuchern regionale und überregionale Ausstrahlung.

Finanziert wird das Projekt vor allem durch das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur (MWK), welches das „Agrarium“ mit 3,5 Mio. Euro (Förderhöchstsumme) aus EU-Mitteln (EFRE Fonds) bezuschusst.